o. germ.
1960/2
Jasqué

Xerokopieren aus konserv
nischen Gründen
Nur im Lesesaal

30021.

<36630768070018

<36630768070018

Bayer. Staatsbibliothek

Montroyal.

Eine Erzählung von der Mosel

von

Ernst Pasqué.

Verfasser von: „Das Griesheimer Haus.“ — „Die Komödiantenhexe.“
„Der Goldengel von Cöln“ ꝛc.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1873.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Zweiter Band:

Dornröschen

			Seite
1.	Kapitel.	Zwei Herren aus Chur-Cöln	3
2.	„	Abenteuer einer Mondnacht	23
3.	„	Am St. Johannisabend	49
4.	„	Hans Görgel der Hanswurſt	83
5.	„	Auf Schloß Beurenhof — Rückblicke . . .	108
6.	„	Auf Schloß Beurenhof — der Hanswurſt agirt eine tragiſche Rolle	127
7.	„	Ammi	141
8.	„	Eine Nacht des Herrn von Beuren	171
9.	„	Eine Umwandlung und ein Verhör	189
10.	„	Dornröschen iſt erlöſt!	216

Dornröschen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſtes Capitel.

Zwei Herren aus Chur-Köln.

Es iſt im Juni des Jahres 1768, zwanzig Jahre nach den früher erzählten Vorfällen.

Auf dem Rheine fährt ein ziemlich großer, doch flach gebauter Kahn; von zwei Ruderern, die all ihre Kräfte aufzubieten ſcheinen, wird er ſtromaufwärts getrieben. Zwar führt das Fahrzeug ein Segel, doch hängt es unthätig am Maſt hernieder. Dafür hat ein dritter Schiffer die lange Ruderſtange ergriffen, und da der Kahn ſich an ſeichter Stelle, nicht allzuweit vom Ufer befindet, vermag er die beiden Ruderer wirkſam zu unterſtützen. Vorne, am Schnabel, zeigt das Fahrzeug eine verhältnißmäßig große, buntbemalte Schnitzerei, die ein Wappen, ein ſchwarzes Kreuz im ſilbernen Felde, von einem Churhut gekrönt,

darſtellt. Es iſt das Wappen von Chur-Köln und das Fahrzeug demnach churfürſtliches Eigenthum. Unter einem Sonnendach von Leinwand ſitzen die Reiſenden, zwei Herren in bürgerlich behäbiger Kleidung. Der Eine iſt ein älterer Mann mit ernſtem Antlitz, deſſen Furchen und Falten durch die weißgepuderte Zopfperücke ſcharf hervortreten. Der Andere aber mag nur zwanzig und einige Jahre zählen. Sein Ausſehen iſt friſch und blühend, ſeine Züge ſind regelmäßig, ſogar hübſch zu nennen und mit leuchtenden Blicken ſchaut er auf die ſonnigen Ufer des Rheins, denen der Kahn langſam vorüberfährt.

Die Reiſenden haben die Stadt Coblenz, den feſten Helfenſtein paſſirt und ſchon zeigt ſich ihnen in der Ferne die Inſel Magdalenenwörth mit ihrer Kloſterkirche und weiter die Thürme der alten Johanniskirche, des ehrwürdigen Wächters des Lahnthals. Da lenkt der ältere der Männer die Aufmerkſamkeit ſeines jüngeren Gefährten von der maleriſchen Gegend ab, indem er ſpricht:

„Wir fahren nun bald acht Tage auf dem Strom und noch immer ſcheinſt Du Dich nicht ſatt geſehen zu haben an ſeinen Ufern, die mir weiter nichts zeigen, als

Felſen und Berge, Dörfer und Städtchen, wie ich ſie anderwärts auch finde.“

Der Jüngere wandte den trunkenen Blick von der farbenprächtigen Rhein-Landſchaft ab und ſenkte ihn ſinnend zu Boden. Nach einer Pauſe fuhr ſein älterer Begleiter in gemeſſener Sprechweiſe fort:

„Dir zu Liebe, Hubert, habe ich die längere Reiſe auf dem Rheine gewählt, während wir mit der Reichspoſt in knapp zwei Tagen mein Heim hätten erreichen können. Doch Alles geht zu Ende, auch unſere Fahrt auf dem Waſſer; in einem Stündchen haben wir den alten gebrochenen Stolzenfels und dann auch bald das Ziel unſerer langen Reiſe, das Städtchen Rhenſe erreicht.“

Als Antwort wurde nur ein leichter Seufzer hörbar. Der Andere ſprach weiter:

„Noch etwa fünf Tage ſind es bis Johanni, wo Du im Zeltinger Amthauſe einzutreffen, Deinen Dienſt als Juſtitiarius und Stellvertreter des churfürſtlichen Amtmanns Herrn von Weichs, anzutreten haſt. Deine Sachen, die dort unter der Theerdecke liegen, wird Schiffer Göbels bis dahin die Moſel hinauf geführt haben. Du kannſt

von Rhenſe in einem Tage Deinen neuen Aufenthaltsort erreichen. — Ich kann Dir als einſamer alter Junggeſelle freilich nicht viel bieten, dafür aber als Amtmann Dich in die Geſchäfte einführen. Wirſt Du dieſe letzten Tage bei mir bleiben wollen, um Dich in meiner Amtsſtube umzuſehen und mit Deiner neuen Aufgabe zu befreunden?"

Bei dieſer direkten, ſehr eindringlich vorgebrachten Frage ſchaute der junge Mann auf. Ein Blick, gut und treuherzig, traf das gefurchte kalte Antlitz des ältern Herrn und deſſen Hand ergreifend, ſprach er:

„Noch fünf Tage, Ohm, dann trete ich meinen Dienſt an, der mich wohl für das Leben feſſeln wird. Ich bin mit mir im Klaren und habe den feſten Willen, mich meiner neuen Lebensaufgabe mit ganzer Kraft und aller Hingebung zu weihen, deshalb — deshalb laßt mir dieſe fünf Tage, die mir noch bleiben! In Freiheit will ich ſie genießen, als Abſchied von meinem Jugendleben, als letzter Rauſch eines ſchönen Traumes. Gewährt mir dies und ſeid mir nicht böſe, daß ich Euch darum bitte!"

Der Aeltere ſchüttelte bedenklich den Kopf; es war faſt, als ob ein Seufzer ſich ſeiner Bruſt entringen wollte,

eine harte Antwort dieſem Erguß eines jugendlichen Herzens folgen ſollte. Doch beſann er ſich wohl eines Andern, denn nach einer Weile ſagte er:

„Ich will Dir glauben, Hubert, obgleich es Bedenken in mir erregt, daß Du bis zum allerletzten Augenblick Deiner Neigung für das ungebundene Künſtlerleben folgen willſt. Wirſt Du ihr ſpäter erfolgreich widerſtehen können?“

„Ich werde es,“ entgegnete der junge Mann raſch und beſtimmt, „weil ich es will, weil ich Euren Rath als richtig und gut anerkannt und aus freien Stücken, wenn auch nach ſchwerem Kampf, der ſchönen Kunſt der Malerei entſagt habe.“

Jetzt gewannen die ſtarren Züge des ältern Mannes Leben und ſein großes Auge, das er auf den Neffen richtete, nahm einen Ausdruck inniger Herzensgüte an. Mit merklich erregtem Ton ſprach er:

„Ich hab's Deiner ſterbenden Mutter, meiner armen Schweſter Marie gelobt, Dich einer Thätigkeit zuzuführen, die Dich geachtet und ſorgenfrei zu machen im Stande ſei. Ich möchte der theuren, geliebten Todten ſo gerne mein Verſprechen halten.“

„Ihr habt es gehalten, Ohm!“ rief der junge Mann mit Enthuſiasmus. „Wie für Euern eigenen Sohn habt Ihr für mich geſorgt und nie ſollt Ihr über mich zu klagen haben!“

„Ich ſtehe ja allein in der Welt und Du biſt der letzte Sprößling unſerer einſt ſo hochgeachteten und reichen Familie. Du kannſt Alles wieder erringen, haſt Talente, einen offenen Kopf. Deine Zeit auf der Univerſität haſt Du gut, beſſer benutzt, als ich zu hoffen gewagt, und kaum vierundzwanzig Jahre alt, trittſt Du ſchon als Remplaçant eines hochgeborenen fürſtlichen Dieners ein Amt an, das die erſte Staffel zu hohen Ehren werden kann. — Es wäre ſchlimm und traurig, wenn es anders kommen ſollte.“ —

„Befürchtet dies nicht! Wenn ich auch der Kunſt, die ich mit heiligem Feuereifer geliebt, noch immer einen Platz in meinem Herzen gönne, ihr dort einen Altar errichte, um ihr im Stillen zu dienen, ſo ſoll dies doch nicht mehr die eigentliche Aufgabe meines Lebens ſein, denn ich fühle, daß ich doch nicht erreichen kann, was ich geträumt. Deshalb halte ich die practiſche Thätigkeit, der

Ihr mich zugeführt, für mein Leben erſprießlicher, wie ſie vor allen Dingen auch den Wünſchen meiner geliebten Mutter entſpricht."

Dieſe Worte mußten die letzten Zweifel des alten Herrn beſeitigt haben, denn mit leichterem Tone führte er nun die Unterredung weiter, jetzt ſogar das gefährliche Thema in faſt herausfordernder Weiſe berührend.

„Wie war es im Grunde möglich," ſprach er, „daß Du, der Sprößling einer Familie von Kaufleuten, eine ſolche tiefe Neigung zu der Malerei faſſen konntſt? Die Maler, welche Deine Vaterſtadt Köln zur Zeit aufzuweiſen hat, ſind doch nichts weniger als beneidenswerth, ſowohl in ihrer bürgerlichen Stellung, wie auch in ihrer künſtleriſchen Thätigkeit, die in den meiſten Fällen eine ganz andere Bezeichnung verdient."

„Ich will es Euch ſagen," entgegnete der junge Mann mit leiſer Stimme, als fürchte er ein Geheimniß auszuplaudern. „Das Bild des großen Rubens in der St. Peterskirche hat es mir angethan. Als Kind ſchon beſuchte ich tagtäglich die Kirche, die ja in der Nähe der Wohnung meiner armen Mutter lag, und immer und

immer nur ſah ich die herrliche Malerei, kaum auf den Gottesdienſt, das Singen und Beten achtend. Schlafend erſchien mir das ſchmerzverzerrte Antlitz des gekreuzigten Apoſtels; ich wähnte die grimmen Kriegsknechte bei ihrer Henkerarbeit zu ſehen und durchlebte dann im Traume die ganze grauſige Paſſionsgeſchichte St. Peters. Dieſe Bilder waren ſo lebendig in mir, daß es mich zu einem Verſuch drängte, ſie mit dem Griffel wiederzugeben. Dies gelang anfänglich in ſonderbarer Weiſe, doch nach und nach immer beſſer. Meine gute Mutter hielt das Beginnen des Knaben für ein gottgefälliges Werk, und ihre Freude an meinen Zeichnungen munterte mich auf, fortzufahren. An ſtillen Nachmittagen öffnete mir der Küſter die Kirche und nun zeichnete ich Köpfe und Figuren des herrlichen Meiſterwerkes nach dem Original. Bei einem alten Maler, der auf dem nahen Büchel in einer ärmlichen Dachkammer wohnte, lernte ich die Behandlung der Farben und brachte es in ihrer Anwendung bald weiter, als mein armer Meiſter, deſſen Kunſt bis zur Verfertigung von Wirthshausſchildern herabgeſunken und dann wohl untergegangen war. Da kam die Zeit, wo ich die Schule verlaſſen und

einen Beruf wählen ſollte. Meine Mutter wollte mich zu einem verwandten Kaufherrn in die Lehre geben, doch ich verlangte Maler zu werden. Den Bitten des Knaben gab das treue Mutterherz nach und ich ſetzte meine Beſchäftigung fort. Andere, beſſere Meiſter erhielt ich und Beſſeres ward ich im Stande zu ſchaffen. Doch wie weit war dies Alles entfernt von dem Meiſterwerk, welches ich wachend und in Träumen vor mir ſah?! Da wurde die Mutter krank — Ihr kamt aus Rhenſe daher und nun erſt erfuhr ich, welche Opfer es meine arme Mutter gekoſtet, damit ich meiner Neigung hatte leben können! — Wie ſie geſtorben, was ich ihr und Euch verſprochen, wißt Ihr. — Ich trat in die Schule, welche Ihr mir beſtimmtet, beſuchte dann die Univerſität. — Wenn ich auch das Vergebliche weiterer Verſuche auf dem Felde der Malerei einzuſehen glaubte, ſo übte ich die geliebte Kunſt doch fort — ſie ließ mich nicht los und wird mich, wenn auch nicht eng gefangen halten, doch begleiten bis an mein Lebensende."

Sinnend hatte der junge Mann den letzten Theil ſeiner Mittheilung hervorgebracht. Jetzt verſtummte er und

mit tiefer Theilnahme ruhte der Blick des Ohms auf ihm. Endlich ſprach dieſer:

„Es ſteckt etwas in Dir — von Deinem Vater. Auch er war kein Kaufmann — doch auch kein Künſtler. Mit anderen Augen, als wir Uebrigen — beinahe wie Du, Hubert, ſchaute er den Strom und die Berge, und ſeine Reden und Manieren waren faſt die eines Cavaliers.“

Der junge Mann hatte plötzlich den Kopf gehoben und mit weitoffenen Augen, mit zurückgehaltenem Athem blickte er erwartungsvoll den Sprecher an. Es mußte ihm wohl vollſtändig unerwartet ſein, daß der Ohm die Rede auf ſeinen Vater gebracht, von dem Jener, wie früher die Mutter, kaum geſprochen.

„Erzählt mir von meinem Vater!“ rief er jetzt, als der Andere ſchwieg, mit nicht gewöhnlicher Erregung. „Ich weiß ſo gut wie nichts von ihm, denn alle meine Fragen, die ihn betrafen, blieben ohne Antwort. Jetzt, wo ich an einem Wendepunkt meines Lebens ſtehe, wo ich mich von Euch, der bisher mein Führer geweſen, trennen muß, um ſelbſtſtändig meinen Weg fortzuſetzen, jetzt könnt

und müßt Ihr reden, Ohm! Es iſt dies ſogar eine Pflicht, die Ihr zu erfüllen habt, denn keine dunkle Stelle darf es für mich in der Vergangenheit meiner Familie geben, ſoll ſie nicht einen ewigen Schatten auf meine eigene Zukunft werfen. Redet, Ohm! Wer war mein Vater? Iſt er todt oder wo iſt er zu finden?"

Mit einer Beſtimmtheit, die an Heftigkeit ſtreifte, hatte er geſprochen, und der ältere Herr ſenkte faſt verlegen den Blick. Es mußte ihm peinlich ſein, das berechtigte Verlangen ſeines Neffen zu erfüllen. Eine Weile ſchien er mit ſich zu kämpfen, um einen falſchen Stolz oder eine peinigende Scham zu beſiegen, dann aber, als ihm dies wohl gelungen ſein mochte, ſprach er mit entſchloſſenem Tone:

„Du haſt Recht, Hubert! jetzt, wo wir vielleicht für lange Zeit von einandergehen, darf Dir nichts verborgen ſein, was Deine Familie betrifft, und Du ſollſt erfahren, was Dir bisher unbekannt geblieben. Es iſt freilich nicht viel, was ich Dir ſagen kann — und wer weiß, ob es nicht beſſer wäre, wenn ich Dich auch ferner im Unklaren darüber ließe. Zu erröthen brauchſt Du jedoch nicht!" —

warf er raſch ein, als er ſah, wie nach dieſen Worten der junge Mann die Augen ſenkte, und ein leichtes Zittern, das ſeinen Körper überflog, zu verbergen ſuchte, „wenn auch Manches nicht zu rechtfertigen ſein mag, Dir räthſelhaft erſcheinen und bleiben wird. Höre mir zu, es iſt bald geſagt!

„Mein Vater, Dein Großvater, war, wie Du kaum wiſſen wirſt, einer der reichſten Kaufherrn Kölns. Die Firma „Zum Jungen“ war daheim, wie an allen ausländiſchen Handelsplätzen, in Holland und England, eine ſehr geachtete, und eigene Schiffe brachten die Güter von Amſterdam und Rotterdam nach Köln. Das große Haus, in welchem Du mit Deiner Mutter ein paar kleine Stuben bewohnteſt, war früher unſer Eigenthum, dort verlebten wir, meine Schweſter Marie und ich, unſere Jugend. Ich ſollte die Schulen beſuchen, ſtudiren und dann, mit allen Kenntniſſen ausgerüſtet, die Handlung des Vaters weiterführen. Doch es kam anders. Als meine Schweſter neunzehn Jahr alt war, da tauchte in Köln ein Fremder auf, deſſen gewandte und liebenswürdige Manieren ihm raſch Eingang in die erſten Häuſer der Stadt verſchafften.

Auch der Vater lernte ihn kennen und führte ihn bei uns ein. Marie, deren Schönheit und Herzensgüte ſchon manchen anſehnlichen Freier angezogen, ohne daß irgend Einer Eindruck auf ſie gemacht, fand ſich bald von der in unſerm Kreiſe ungewöhnlichen Erſcheinung gefeſſelt, denn der Fremde, der ſich Hans Walbot nannte und als unabhängiger Mann das Reich zu bereiſen vorgab, hatte in der That etwas Gewinnendes, ein glattes, einſchmeichelndes und liebenswürdiges Benehmen, wie man es nur in ariſtokratiſchen Kreiſen zu finden erwarten durfte. Er bezauberte uns Alle, am meiſten aber die arme unſchuldige Marie, die bald dem Vater geſtand, daß ſie ohne Walbot nicht mehr leben könne. Da Walbot von der Schönheit, dem reinen Herzen meiner Schweſter ebenſo entzückt ſchien und bei dem Vater förmlich um deren Hand anhielt, ſo gab der ſonſt ſo ſtrenge Kaufherr, wenn auch mit einigem Widerſtreben, den Bitten der Beiden nach und Marie wurde das Weib des uns bis dorthin ganz fremden Menſchen. Ohne Kämpfe ging es dabei nicht ab, denn Walbot vermochte ſich nur lückenhaft über ſeine Herkunft auszuweiſen. Eine vertrauliche Unterredung hatte Walbot

darüber mit dem Vater, die den ſonſt ſo vorſichtigen Mann vollſtändig beruhigt haben mußte, denn er ſelbſt wandte nun all ſeinen Einfluß an, um die Heirath bei dem Magiſtrat und der Kirche durchzuſetzen. Das Paar wurde endlich verbunden und ſchien glücklich — wenn auch nicht für lange Zeit! Walbot ſollte eine ſeinen Talenten angemeſſene geregelte Thätigkeit beginnen, entweder in unſer Geſchäft eintreten, oder eine Stelle bei der ſtädtiſchen Verwaltung annehmen. Er ſagte Alles zu, ohne das Geringſte auszuführen. Das gab den erſten Verdruß in der Familie und im Hauſe. Marie vertheidigte den Gatten warm, denn ihre Liebe zu ihm war womöglich noch größer geworden, denn früher. Auch er hatte ſie wahrhaft gern, dies zeigte ſich bei jedem Anlaß und verſchaffte ihm auch ſtets die Verzeihung, ein erneuertes Wohlwollen des Vaters. Walbot arbeitete nichts, weder auf dem Comtoir noch anderswo, ſondern ritt ſpazieren mit den adeligen Herren von Bonn, amüſirte ſich mit ihnen, als ob er ihres Gleichen geweſen. Doch verſchmähte er auch die Geſellſchaft der reichen Kaufherren nicht, und überall war er wohlgelitten und Marie wurde

allgemein um den galanten und feinen Gatten beneidet. Dies Leben dauerte zwei Jahre — Du warſt inzwiſchen zur Welt gekommen, und Deine Geburt ſchien das Band, welches uns Alle einte, auf's Neue und für immer befeſtigt zu haben — da brach das Unglück über unſer Haus herein, Verluſte auf Verluſte folgten mit entſetzlicher Schnelle. Die Firma „Zum Jungen“ mußte ihre Zahlungen einſtellen und der Bankerott war da. Das war ein Elend daheim! Und doch ſollte es noch ſchlimmer kommen! Der Vater erlag dem nie für möglich gehaltenen Schlag; er ſtarb — und im Grunde war dies das Beſte für den armen Mann. Doch immer neues Unglück brach über uns herein. Der Mann meiner Schweſter, der glänzende Walbot — Dein Vater, der bis dahin an unſerm Wohlleben Theil genommen, verſchwand plötzlich ſpurlos und überließ ſein armes Weib, ſein hülfloſes Kind ohne Erbarmen ihrem traurigen Schickſal.“

Den Sprecher zwang die Erinnerung an die ſchweren Zeiten, inne zu halten, und der junge Mann ſaß da, das Geſicht in den Händen geborgen. Er weinte wohl. —

Da fuhr der Andere mit rauhem Tone, als ob er ſich ſelbſt und ſeiner Weichheit zürne, fort:

„Doch nein, Alles war noch nicht verloren! Der Bruder blieb der Schweſter und ihrem Kinde! Die Stelle, welche mein Vater beim kölniſchen Magiſtrat für Walbot ausgemacht, nahm ich an, und ſo hatten wir zu leben. Alles, was unſer eigen geweſen, überließen wir den Gläubigern, und in einem entfernten, ſtillen Stadttheil miethete ich für uns drei ein beſcheidenes Quartier. Einige Jahre ſpäter verbeſſerte ſich meine Lage. Ich trat in churfürſtliche Dienſte und wurde Amtmann in Rhenſe. Nun hätten wir ohne Sorgen leben können, doch meine Schweſter wollte den Ort, wo ſie — wenn auch nur auf kurze Zeit — ſo glücklich geweſen, nicht verlaſſen. Da miethete ich ihr, um ihren geheimſten Wünſchen zuvorzukommen, in unſerm ehemaligen elterlichen Hauſe ein paar Zimmer und ſandte ihr von Rhenſe aus, was ſie für ſich und ihr Kind bedurfte — ich hatte ja ohnedem Alles, was ich zu meinem einfachen und einſamen Leben benöthigte. Wie Du Deine Jugend zugebracht und was da vorgegangen,

weißt Du, auch wie Deine Mutter, die arme Dulderin, geſtorben und Du ein neues Leben begonnen. Nur Eines will ich Dir noch ſagen, um ungefragt zu beantworten, was Du zu wiſſen wünſcheſt: Dem Verſchwundenen forſchten wir nach, doch ohne Erfolg, denn wir hatten auch nicht den allergeringſten Anhaltspunkt. Die Schritte, welche wir thaten, erwieſen ſich als vollſtändig fruchtlos, doch dafür belehrten ſie uns, daß alles Das, was Walbot *uns* über ſeine Vergangenheit, ſeine Familie geſagt — unwahr geweſen. Einer hätte vielleicht Auskunft geben können und das war mein Vater, doch der war todt und in ſeinen hinterlaſſenen Papieren fand ſich auch nicht die kleinſte Spur einer Aufzeichnung, ſeine geheime Unterredung mit ſeinem verſchwundenen Schwiegerſohne betreffend. — Nur einmal noch geſchah ſeiner Erwähnung. Einer unſerer früheren Frachtfuhrleute, der Güter durch das Frankenland nach Nürnberg führte, war auf ſeinem Wege in einer Herberge, kurze Zeit nach dem Verſchwinden Walbots, zweien Reitern begegnet, cavaliermäßig gekleidet und mit Degen an der Seite. Sie ſprachen franzöſiſch zuſammen, und in

dem Einen der Reiter wollte der Fuhrmann den Walbot, von deſſen heimlicher Flucht aus Cöln er noch nichts gewußt, erkannt haben. Erſtaunt habe der Mann den Reiter angeredet, doch Jener ſei ihm lachend ausgewichen, dann zu Pferd geſtiegen und mit ſeinem franzöſiſchen Begleiter raſch auf der Heerſtraße, gen Nürnberg zu, davongetrabt. Bei dem Wirth der Herberge habe er ſich hierauf nach den beiden Fremden erkundigt und von Erſterem erfahren, daß es zwei franzöſiſche Cavaliere geweſen, die wohl zum Heere des Marſchalls von Belle-Isle wollten. Dieſen Namen hätte er in ihrem Geſpräche mehrmals vernommen, wie auch der eine Reiter, der ganz gut deutſch geſprochen, ſich nach der Route, welche nach Nürnberg und weiter nach Pilſen führe, erkundigt. Durch dieſe Mittheilung ſei der Fuhrmann irre geworden, er müſſe ſich wohl getäuſcht haben, denn Walbot, den er zu ſehen vermeint, war ja Kaufmann und in Köln und kein franzöſiſcher Cavalier oder Offizier. Nach ſeiner Rückkehr in Köln theilte der alte Diener unſeres Hauſes mir ſeine Begegnung wie ſeine Zweifel mit, und wir dachten, gleich

ihm, daß er ſich geirrt. — Auch dieſen Umſtand glaube ich Dir nicht verſchweigen zu ſollen, und nun weißt Du Alles. Nie — nie mehr hörten wir etwas von dem Verſchwundenen. Hans Walbot, Dein Vater, blieb verſchollen bis auf den heutigen Tag. Ob er noch lebt, oder todt und begraben iſt, kann nur der allmächtige Gott wiſſen, der in ſeiner Allbarmherzigkeit ihm vergeben wird, wie wir — meine arme Schweſter — ihm vergeben haben." —

Der Erzähler ſchwieg und abermals entſtand eine Pauſe, in der man deutlich das wehe Weinen des jungen Mannes vernehmen konnte.

Da erhielt das Fahrzeug plötzlich einen nicht unbedeutenden Stoß, und nachdem der ältere Herr aufgeſchaut, rief er mit anderem Tone:

„Wir ſind in Rhenſe und daheim! Friſch auf, Hubert, an's Land! Heute Nacht ſchlafe unter meinem Dache und morgen — thue nach Deinem Willen. Ich kann ruhig ſein, denn ich weiß, daß Du halten wirſt, was Du Deiner todten Mutter und mir verſprochen." —

Hierauf ſprang der geſtrenge Amtmann von Rhenſe, Herr Gerhard zum Jungen, mit ziemlicher Behendigkeit

aus dem Nachen und eilte froh ſeiner alterthümlichen, ſogar etwas verfallenen Wohnung zu, während ſein jugendlicher Neffe, Hubert Walbot, der angehende Juſtitiarius des chur-kölniſchen Amtes Zeltingen an der Moſel, ihm nur langſam und geſenkten Blickes folgte.

Zweites Capitel.

Das Mährchen einer Mondnacht.

Wir finden den jungen Hubert Walbot auf dem Wege nach Zeltingen, dem eigentlichen Ziel ſeiner Reiſe wieder. Bei ſeinem Ohm hat er ſich in der That nur die eine Nacht aufgehalten und am andern frühen Morgen Abſchied von dem würdigen Herrn und einzigen Verwandten, der ihm geblieben, genommen. Während der chur-kölniſche Nachen mit dem Gepäck des neuen Juſtitiarius wieder ſtromabwärts nach Coblenz gefahren, um von dort nach Zeltingen zu gelangen, war Hubert mit einer Mappe verſehen, die Papiere, Zeichenſtifte und Farben enthielt, die grünen Höhen hinangezogen, um über das Plateau des Hunsrück, die Moſel und deren Ufer entlang, ſeinen Beſtimmungsort zu erreichen. Anfänglich war er gar ſtill

und unbekümmert um die herrlichen Ausſichten, die ſich ihm boten, dahingewandert; das, was er von ſeinem Ohm über den Vater vernommen, hatte ihn tief traurig und auch nachdenklich gemacht. Doch bald hielt dieſe trübe Stimmung ihn nicht ausſchließlich gefeſſelt. Da er ſeinen Vater nicht gekannt, die Erinnerung an ihn durch die Mutter nie geweckt worden, ſo war das tiefere Gefühl für den Urheber ſeiner Tage dem Herzen des jungen Mannes bisher fremd geblieben, und wenn er auch jetzt bei den Mittheilungen des Ohms gezittert, ſo hatte dies im Grunde wohl hauptſächlich den Leiden der Mutter, die Hubert ſo überaus geliebt, gegolten. Wenn nun ſein Schmerz ſich auch langſam milderte, ſo fühlte er doch, wie das Bild des Vaters, wie er ſich dieſes nach den Ausſagen des Ohms ausmalte, zugleich mit der Sehnſucht nach dem Verlorenen, der ja noch am Leben ſein konnte, ſtets lebendiger in ihm wurde. Auch konnte Hubert es ſich nicht verhehlen, daß die Schilderungen des Ohms, welche ſeinen Vater faſt als Cavalier darſtellten, die geheimnißvollen Umſtände ſeines Kommens und Verſchwindens einen nicht geringen Eindruck auf ſeine leicht erregbare

Phantaſie gemacht, die ihn bleibend und gewiß ſtets mächtiger beherrſchen werde. Schon erging er ſich in allerlei Vermuthungen, die ihn weitab von der Wirklichkeit, faſt in ein mährchenhaftes Gebiet führten. Seine zeitweilige Umgebung war nur zu geeignet, ſolchem phantaſtiſchen Gedankenfluge Nahrung zu gewähren. In einer romantiſchen, doch ziemlich menſchenleeren Gegend wanderte der junge Mann dahin. Bald berührte er die Moſel, welche ihm auf ihren Höhen in Trümmern liegende Burgen, an ihren Ufern halbverfallene Ortſchaften, ſtille Klöſter zeigte, bald ſchritt er über die öde Hochebene des Hunsrück, ſtundenlang, ohne einem Menſchen zu begegnen, immer mit ſich allein und ſeinen Gedanken nachhängend. Oft ſetzte er ſich nieder, ein ſeiner Stimmung zuſagendes Landſchaftsbild durch einige Farbentöne auf dem Papier feſtzuhalten, doch ließ er ſtets wieder von der Arbeit ab, um auf dem grünen Raſen hingeſtreckt zu träumen — von dem verſchwundenen Vater, der ein vornehmer Cavalier geweſen und den er einſtens, durch irgend ein Wunder, wiederfinden würde. Unwillkürlich tauchten dann in der Erinnerung des Sinnenden die Mährchen auf, welche die Mutter dem horchenden

Kinde erzählte, die geheimnißvollen und seltsamen Geschichten, welche sich in dem alten, sagenreichen Köln in Wirklichkeit zugetragen haben sollten. Das Unglaublichste sollte Wahrheit gewesen sein, nach den Worten der erzählenden Mutter, die so gläubig, so überzeugend gelautet. Er durfte also auch noch hoffen — auf ein Wunder hoffen. —

Von solchen Gedanken, solchen Bildern erfüllt, war Hubert bereits einige Tage gewandert, bald diesseits, bald jenseits der Mosel, bald die Ufer des Flusses entlang, bald auf der Hochebene des Hunsrück, übernachtend, wo sich ihm nur Gelegenheit geboten. Die Zeit seines Eintreffens im Amthause zu Zeltingen nahte heran, und nur noch ein freier Tag, der morgende, blieb ihm. Er hatte in den herrlichen Ruinen der Marienburg geweilt, zu zeichnen versucht und — geträumt. Am Mittag verließ er das Städtchen Zell, um durch den Forstwald und über den Jacobsberg nach Trarbach zu gelangen. Den folgenden Tag gedachte er in dortiger Gegend zuzubringen, um mit dem St. Johannistage, mit der Sonnenwende, die ja auch eine vollständige Wendung in seinem Leben herbei-

führte, in Zeltingen einzuziehen. Er wollte den Ort, wo er fortan leben mußte, förmlich umkreiſen — es drängte ihn unwillkührlich dazu, ihn von allen Seiten kennen zu lernen, bevor er in ſeine Straßen und das gewiß alte chur-kölniſche Amthaus einziehe. Wenig wußte er von dem Städtchen und ſeinen Einwohnern und hoffte auf dieſen Streifereien durch zufällige Begegnung, mehr noch durch den Augenſchein, ſeine faſt allzu geringe Lokalkenntniß zu vermehren.

Sein Weg führte ihn von Zell eine wildwaldige Höhe hinan, dann gelangte er auf eine weite Ebene, die mit ſpärlichem Grün bedeckt, ſich haidenartig vor ihm ausbreitete. Lange wanderte er in dieſer öden Einſamkeit dahin, ohne einem Menſchen zu begegnen, ein Dorf oder eine Wohnung erſpähen zu können. Er war in einem der unwirthlichſten Theile des Hunsrück angelangt, und wohl von ſeinem Wege, nach dem er ſich in Zell flüchtig erkundigt, abgerathen. Was war dem jungen, ſinnend dahinſchreitenden Manne daran gelegen? Die ſtille, tiefernſte Einſamkeit war ihm ſogar in ſeiner Stimmung angenehm, und unbekümmert ſchritt er weiter. Es blieb ihm ja am

morgenden Tage volle Zeit, ſich wieder zurechtzufinden. Neue Waldungen nahmen den Wanderer auf, denen neue kahle Landſtriche folgten. Stundenlang war Hubert gewandert, und auf rechtem Wege würde er ſein Ziel, Trarbach, gewiß ſchon erreicht haben, nun wußte er immer noch nicht, wo er ſich befand und wohin er gelangen würde. Der Abend war herangekommen, die Nacht nicht mehr ferne, und der junge Mann machte ſich bereits mit dem Gedanken vertraut, im Freien, unter irgend einem Baume zu campiren. Da glaubte er in der dämmernden Ferne die Spitze eines Kirchthurms, maſſiges Gehölz, welches die Nähe eines Ortes ankündigen konnte, zu erkennen, und unwillkührlich athmete er auf.

Müde von dem langen Marſche und ſeines Obdachs für die Nacht ſicher, warf er ſich auf den Boden nieder, um eine Weile auszuruhen und dann der Ortſchaft vor ihm zuzuſchreiten.

Eine lange Weile mochte Hubert auf dem dürftigen Haideboden gelegen haben, immerfort den Gedanken, die ihn beherrſchten, nachhängend, als er plötzlich auffuhr. Ein eigenthümliches Licht ſchien ſich um ihn zu verbreiten;

es war der Mond, der an dem wolkenloſen Himmel aufgegangen, und deſſen ſilbernes Licht gleichſam mit dem letzten Schein der Tageshelle ſiegreich zu kämpfen begann. Die weite öde Gegend erhielt durch dieſe Beleuchtung einen eigenthümlichen, faſt unheimlichen Glanz, und eine Weile brauchte Hubert, um ſeine Blicke an dies Schauſpiel zu gewöhnen. Dann warf er die an einem Riemen befeſtigte Mappe über die Schulter und ſchritt rüſtig auf die dunkle Stelle in der Ferne zu, wo er ein Dorf vermuthete.

Immer näher kam der junge Mann ſeinem Ziele, doch den Kirchthurm erblickte er nicht mehr, auch keine Häuſer, dafür aber breitete ſich der hohe und dichte Baumſchlag immer mächtiger vor ihm aus. Unheimlich dunkel ſtarrte die gewaltige Baummaſſe ihm entgegen, die vollſtändig iſolirt zu ſein ſchien, während die ſie umgebende kahle Ebene vom fahlen Mondlicht matt erhellt wurde. Immer näher kam er dem Orte, der den Erregten faſt übermächtig anzog. Jetzt vermochte er eine hellere Linie zu unterſcheiden, welche die ſonderbare Waldung umgab. Es war eine Mauer von nicht gewöhnlicher Höhe; in

geraden Linien breitete sie sich vor dem Wanderer aus, ihm förmlich den Weg versperrend.

Ueberrascht hemmte Hubert seine Schritte und starrte eine Weile die Mauer und die darüber hinausragenden dichten Baumkronen an. Es mußte wohl ein Wildpark sein, der sich da vor ihm ausbreitete. Die Wohnung des Hüters konnte in der Nähe liegen, so dachte der junge Mann, und beschloß daraufhin, seine Wanderung längs der Mauer fortzusetzen. Seine Züge, die auf der tagelangen Wanderung einen ungewohnten Ernst gezeigt, begannen sich zu beleben; sein Auge blitzte in das schwarzdunkle Blätterwerk hinein, als ob es den dichten grünen Hag durchdringen wolle, und eine Ahnung stieg in ihm auf, daß ein Abenteuer ihm bevorstehe, oder er etwas erleben werde, das seine erregte Phantasie zu einem Abenteuer zu gestalten nur zu bereit war.

Eine Weile mochte Hubert an der Mauer, die sich in langen Linien um den Park hinzuziehen schien, entlang geschritten sein, als er in den schwarzdunklen Baummassen eine Lichtung bemerkte, die wohl von einem breiteren Wege herrühren konnte. Einen Augenblick besann er sich, dann

ſiegte ſeine Erregtheit, ſeine kecke Neugierde, und er näherte ſich der Mauer, um den Verſuch zu machen, wenn auch nicht hinüberzuſteigen, doch in den geheimnißvoll ſtillen und düſtern Park ſchauen zu können. Obgleich feſt gefügt, geſtatteten doch die Steine ſeinen Füßen hie und da einen Halt; eine verkrüppelte Fichte, die dem Haidenboden entwachſen, Schutz an der Mauer gefunden, unterſtützte ſein Beginnen, und nicht langer Zeit bedurfte es, und der kühne Kletterer befand ſich hoch oben auf dem Mauerwerk. —

Einen Aufſchrei der Ueberraſchung mußte Hubert gewaltſam zurückdrängen über das, was ſein Auge nun erblickte, überfliegen konnte.

Vor ihm lag ein Park mit rieſigen Bäumen, deren Kronen ſo dicht verwachſen waren, daß der Schein des Mondes nicht hindurchzudringen vermochte. Doch in der Mitte durchſchnitt eine breite Allee die dunklen Baummaſſen, und gerade vor derſelben befand ſich Hubert. Am Ende dieſer Allee ſah er ein ſeltſam verſchnörkeltes Schlößchen und davor Theile eines Gartens mit Statuen verziert, und einen Springbrunnen, der auf einem freien Platze

mitten in dem breiten Wege lag. Alles dies: Weg, Garten und Schlößchen erſchienen von dem mattſilbernen Lichte des Mondes faſt geſpenſtiſch beleuchtet. Verſtärkt wurde dieſer Eindruck noch dadurch, daß ſämmtliche Fenſter des ſonderbaren Bauwerks mit Läden geſchloſſen waren. Alles ſchien ausgeſtorben, todt, wie die weißen, vom Monde beſchienenen Steinfiguren, welche ſich von den dunklen geradlinigen Hecken und maſſigen Bäumen ſcharf abhoben.

Die Märchen ſeiner Jugend glaubte Hubert verwirklicht; vor einem bezauberten Schlößchen befand er ſich, deſſen Geheimniſſe er kennen lernen wollte, und ſollte er darob einen Kampf mit dem böſen Dämon des Ortes wagen müſſen — der vielleicht eine verzauberte ſchöne Prinzeſſin gefangen halte und bewache.

Der junge Mann, deſſen Phantaſie durch die Einſamkeit, die Gedanken der letzten Tage ganz ungewöhnlich erregt war, fühlte ſeine Pulſe fieberhaft ſchlagen, ſeine Wangen glühen, und nicht mehr Herr ſeiner Bewegung, folgte er dem Drange, der ihn ſo mächtig erfaßt hatte,

und ſchwang ſich über die Mauer in den ſeltſamen ſtillen Garten.

Das Hinabklettern war leicht, denn die der Mauer nahen Baumäſte bildeten faſt eine natürliche Leiter. Doch unheimlich tönte das Geräuſch, welches der kecke Eindringling verurſachte, das Rauſchen der Blätter und Zweige, das Kniſtern der brechenden dürren Aeſte durch die ſtille, lautloſe Einſamkeit.

Endlich ſtand Hubert auf dem Boden.

Dichtes Moos und Gras bedeckten den breiten Weg, der von regelmäßig gepflanzten Bäumen eingeſäumt ward.

Eine Weile blieb der junge Mann wie gebannt ſtehen, es war ihm, als ob ſein Fuß im Boden des geſpenſtiſchen Bereichs feſtgewurzelt ſei, dann aber raffte er ſich auf und ſchritt muthig, wenn auch auf's Höchſte erregt, weiter, dem Garten, dem todten oder ſchlafenden Schlößchen zu.

Bald hatte er die maſſigen Baumgruppen verlaſſen, und lichter wurde es um ihn her. Er befand ſich in einer weiten Gartenanlage franzöſiſchen Styls, mit geſchnittenen Hecken, verſchnörkelten Beeten und regelmäßig

angelegten Plätzen. Hier tauchte eine Muſchelgrotte aus dem geradlinigen Grün, dort ſah er eine ganze Reihe ſteinerner Götter, barocker Vaſen, die in Niſchen prangten, welche man aus dem dichten Gezweig der dunklen Taxushecken herausgeſchnitten. Nun ſtand er vor dem gewaltigen Springbrunnen, den er ſchon früher bemerkt hatte, deſſen auf Delphinen reitender Neptun ihm drohend, wie abwehrend, den geſchwungenen Dreizack entgegenzuhalten ſchien. Alles Sonderbare, was er in der nächtlichen Stille, in der unheimlichen Mondbeleuchtung erblickte, trug noch obendrein die Spuren größter Vernachläſſigung. Manche der ſteinernen Götter und Helden hatten einzelne Gliedmaßen oder die Attribute ihrer Würde verloren, ſie lagen auf dem Boden der mit Moos und Gras bewachſenen Wege, während grünes Gerank, wilde ſtachelige Roſen an den weißgetünchten Figuren hinaufgeklettert waren und mitleidig mit Blumen und Grün die Wunden verbanden und verdeckten, welche wohl die Zeit den ſteinernen irdiſchen wie überirdiſchen Größen geſchlagen. Es war in der That ein verzauberter Aufenthalt, in dem Hubert leiſe auftretend und faſt mit ſtockendem Athem

dahinſchritt. Und überall, wohin er ſich auch wandte, immer blickte ihm aus mäßiger Ferne das ſeltſame Schlößchen entgegen, mit ſeinen, im fahlen Mondlicht glänzenden, verſchnörkelten Zierrathen, ſeinen zahlreichen, feſtverſchloſſenen Fenſtern.

Alles um ihn her, das Schloß, die bleichen Götter und Helden, die Grotten und der ausgetrocknete Springbrunnen, in welchem anſtatt der Waſſer wilde Blüthen, Dorn- und Blätterranken ſpielten — Alles ſchien zu ſchlafen, und er ſelbſt kam ſich vor wie ein Träumender in dieſer ſtillen, zauberhaften Einſamkeit.

Er träumte in der That ein Märchen, das die Mutter ihm oft erzählt: in einem verzauberten Schloſſe, von wildem dornigen Hag umgeben, ſchlafe eine wunderholde Prinzeſſin, Dornröschen geheißen, mit ihrem ganzen Hofſtaat, Jahr um Jahr, und ſo lange, bis ein kühner Ritter durch die Dornhecken dringe und ſie erlöſe — durch einen Kuß, durch ſeine reine und treue Liebe.

Er ſelbſt war der Ritter, die Dornen hatte er beſiegt und in den ſchlafenden Zaubergarten war er ein-

gedrungen, um die holdſelige Prinzeſſin Dornröschen zu befreien.

Immer lebendiger geſtalteten ſich dieſe märchenhaften Bilder in der Seele des Jünglings, und ſein leuchtendes Auge blickte ſuchend und ſiegesgewiß umher, denn es war ihm, als müſſe er finden, was ihm ſo lebhaft vorſchwebte.

Da hemmte er plötzlich zurückfahrend den leichten Schritt —

Es war in der That Zauberei, was ihn gefangen hielt, ein Märchen, das er durchlebte, denn dort — nur wenige Schritte von ihm, auf einer Steinbank, und von einem Gebüſch wilder Roſen eingerahmt, ſaß ein junges Mädchen und ſchlief.

„Dornröschen!“ — hauchte Hubert, dann verſtummte ſein Mund und mit erhobenen Armen, kaum noch athmend, ſchaute ertzauf die wunderbare, märchenhafte Erſcheinung, die ſo plötzlich vor ſein Auge getreten.

Es war ein junges Mädchen in der koketten Tracht der höheren Stände jener Zeit. Das runde Geſichtchen wurde eingerahmt von einem reichen blonden Haar, das

ſich auf der Stirn aufbauſchte, um in ſchweren Ringellocken auf Hals und Bruſt niederzufallen. Wie leichter Thau war ein Puderhauch darüber gebreitet, der in der matten Mondbeleuchtung einen eigenthümlichen ſilbernen Schimmer über die blonde Kopfzierde breitete. Das ſchlafende Antlitz mit den geſchloſſenen Augen, den leicht geöffneten Lippen des kleinen Mundes, war wunderlieblich anzuſchauen. Das Köpfchen etwas zur Seite und dem Lichte des Mondes abgeneigt, ſaß ſie da; die Arme mit den engen Halbärmeln, den langen faltigen Spitzen, welche den bloßen Unterarm nur halb bedeckten, hingen leicht an dem ſchlanken, jugendlich vollen Oberkörper nieder, während die fein geformten Hände in ihrem Schoße ruhten, wo ſich eine Menge wilder Roſen angehäuft fanden, die ſie wohl zu einem Strauß hatte binden wollen, bevor der Schlaf — ein natürlicher oder zauberhafter — ſie überraſcht. Es war ein liebliches Bild, das in ſeiner matt ſilbernen Beleuchtung, in ſeiner eigenthümlichen Umgebung, etwas wahrhaft Märchenhaftes hatte.

„Dornröschen!“ rief der junge Mann noch einmal in gehobener Stimmung und einen Schritt näher tretend.

„Sie ſchläft in dieſem verzauberten Garten, in dem öden todten Schlößchen und harrt ihres Ritters und Retters, der ſie befreit, durch einen Kuß und ſeine Liebe! — Getroſt, Du Süße! Die Stunde Deiner Erlöſung hat geſchlagen. Ich will Dein Retter ſein und Dich aus den Zauberbanden befreien!“

Und ſich ohne Rückhalt dem märchenhaften Eindruck hingebend, der ſo mächtig auf ſein Fühlen und Denken eingewirkt, nahte Hubert leiſe der holden Schläferin, neigte ſich zu ihr nieder und berührte mit einem leichten gehauchten Kuß ihre reine Stirne.

Der Zauber ſchien gelöſt.

Ein leichter Seufzer wurde hörbar; die Schlafende erwachte und ſchlug die Augen auf.

Als ob auch ſie in einem märchenhaften Traume befangen geweſen, ſchaute ſie mit ihren großen blauen Augenſternen ſtarr und überraſcht auf den jungen fremden Mann, der ſie geweckt und ſich nun vor ihr auf ein Knie niedergelaſſen, die Hände bittend nach der holden Erſcheinung ausſtreckte und flüſterte:

„Verzeihung — Dornröschen!“ —

Jetzt erhob ſich die junge Dame — es war in der That in Haltung und Gewandung eine adelige Erſcheinung — mit jäher Bewegung von ihrem Sitze. Die wilden Roſen fielen zu Boden und mit beiden Händen fuhr ſie nach den Schläfen, nach den Augen, als ob ſie ſich überzeugen wolle, daß ſie in Wahrheit wache und nicht mehr ſchlafe und träume. Dann trat ſie einige Schritte zurück und heftete die Blicke faſt erſchrocken auf den Fremden. Sie ſchien nach Hülfe rufen zu wollen, doch hielt ſie inne, denn Hubert ſchaute ſie ſo treuherzig, ſo bittend an, und nur die wenigen Worte ſtieß ſie raſch und ängſtlich hervor:

„Wie kommen Sie hierher? — O eilen Sie hinweg — ſchnell! daß Er Sie nicht ſieht!“

Langſam erhob ſich jetzt der junge Mann und den Kopf in ehrerbietiger Weiſe zum Gruß ſenkend, ſagte er:

„Nochmals Verzeihung — mein Fräulein! Der ſtille märchenhafte Aufenthalt reizte die Neugierde des nächtlichen Wanderers. Wie Dornröschens Zaubergarten erſchien mir, was ich ſah. Da ſuchte ich mir einen Weg, wenn

auch nicht durch die Dornhecken, doch über die hohe Mauer, und ich fand in der That die ſchlafende Prinzeſſin' das holdſelige Dornröschen! Ich habe es gewagt, als treuer Ritter Sie zu wecken. Doch ſprechen Sie ein Wort und ich gehe wieder, um mein Leben lang den ſüßen Augenblick zu büßen, den der Zufall — nein! eine gütige Fee mir geſchenkt."

Das junge Mädchen hatte bei dieſen Worten leicht erröthend die Augen geſenkt; juſt wollte ſie die Blicke wieder heben, um zu reden — und daß es keine harten Worte ſein würden, zeigten die Mienen des ſchönen Geſichtchens, das ein leichtes Lächeln überflog — da tönte plötzlich aus der Ferne eine rauhe kreiſchende Männerſtimme:

„Sus! Pluto!"

Ein entſetzlicher Aufſchrei der jungen Dame folgte und im ſelben Augenblick flog ſie auch ſchon auf Hubert zu, ſchlang ohne Scheu beide Arme um den Hals des jungen Mannes und preßte ihn leidenſchaftlich — oder wie in Todesangſt feſt an ſich.

Mit gewaltigen Sätzen und unter entſetzlichem Geheul war eine ſchwarze Beſtie, eine Dogge, faſt mannshoch, auf Hubert zugeſprungen. Das Thier hätte ihn ohne Gnade zerfleiſcht, wenn das junge Mädchen ihn nicht mit ihrem Körper gedeckt. Vor ihr, vor der Gruppe der beiden jungen Leute, machte das Thier aber plötzlich Halt. Die fletſchenden Zähne, die rothglühenden Augen auf Hubert gerichtet, ſtand der Hund wie zum Sprunge da, wohl auf einen weiteren Ruf ſeines langſam näher kommenden Herrn wartend.

Doch dieſer Ruf erfolgte nicht. Dafür rief die junge Dame mit feſter, befehlender Stimme, und ohne die Arme vom Halſe Huberts loszulöſen, dem Hunde zu:

„Ruhe, Pluto! Leg Dich nieder, auf der Stelle. Ich will's!“

Und das rieſige Thier legte ſich zu den Füßen des Mädchens nieder, mit der gekrümmten Ruthe wedelnd.

Jetzt tauchte hinter dem Hunde eine eigenthümliche Geſtalt auf.

Hatte das furchtbare grau-ſchwarze Thier in ſeiner erſten Wuth etwas Entſetzliches gehabt, ſo machte ſein

Herr in dieſem Augenblick einen faſt dämoniſchen Eindruck, trotz der barocken Kleidung, die er trug.

Es war eine große Geſtalt, in einen langen Schlafrock gehüllt, der einſtens bunt geweſen ſein mochte, doch jetzt nur fahle, abgeblaßte und kaum zu erkennende Schnörkel und Blumen zeigte. Ein dunkles Seidentuch umwand den Kopf an Stelle einer Mütze, und darunter ſchaute ein Geſicht hervor, das ſchon bei jeder andern Gelegenheit Furcht erweckend, oder doch abſtoßend gewirkt haben würde.

Faſt übernatürlich erdfahl erſchienen die Züge in der bleichen Mondſcheinbeleuchtung. Die beiden Backenknochen traten ſcharf hervor, während die kleinen dunklen Augen tief in ihren Höhlen lagen und wie in düſtrem Feuer unruhig hin und her glühten. Die ſchmalen Lippen hatten ſich nach innen gekrümmt, als ob der Mann den Zorn, der ihn über den kecken Eindringling in ſein Reich erfüllte, gewaltſam zurückdrängen wollte. Auf einen mächtigen Krückſtock geſtützt, ſchaute er vorerſt und ohne ein Wort zu ſagen, Hubert eine Weile wie ein ihm verfallenes Opfer an — von der jungen Dame und daß ſie den

Fremden noch immer umfaßt hielt, ſchien er keine Notiz zu nehmen.

Hubert wollte reden — leicht erfaßte er den Arm ſeiner Beſchützerin, deren lauten Herzſchlag er fühlte, um die ſchirmenden ſüßen Bande von ſeinem Halſe zu löſen, denn es dünkte ihm Schwäche, ſich in ſolchem Augenblick von einem Mädchen vertheidigen zu laſſen. Doch dieſe ließ nur in der Heftigkeit ihrer Bewegung nach, und ihn immerfort, wenn auch nicht mehr ſo eng umfangen haltend, kam ſie ihrem Schützling zuvor und rief:

„Schickt den Hund weg — Vater! Ich will nicht, daß Ihm ein Leids geſchieht.“

Der Angeredete achtete nicht auf dieſe Worte. Nur Hubert immerfort mit ſeinen glühenden Blicken anſchauend, ſprach er abgeriſſen, mit vor Zorn heiſerer Stimme:

„Wer biſt Du, der ſich wie ein Dieb in der Nacht in mein Haus geſchlichen — wohl nur, um mich zu beſtehlen — wenn Du nicht noch Schlimmeres im Sinne gehabt — he?“ —

„Ich bin kein Dieb!“ entgegnete Hubert entrüſtet. „Schon daß ich an dem Fräulein hier, Eurer Tochter,

eine Beſchützerin gefunden vor dem Hunde, muß Euch dies ſagen. Freilich beging ich ein Unrecht, daß ich über die Mauer in Euren Garten geſtiegen; ich hätte bei Tage an Eure Thüre klopfen und Einlaß begehren ſollen."

Eine häßliche Lache ſchlug der Andere nach dieſen Worten auf. Dann rief er:

„Du biſt über die Mauer geſtiegen und alſo ein Dieb. Ich aber bin Herr und Richter auf meinem Grund und Boden und laſſe die Diebe, welche in der Nacht bei mir einbrechen, hängen, oder — durch meinen Pluto unſchädlich machen."

Der Hund hatte ſich bei Nennung ſeines Namens erhoben und wandte nun den Kopf ſeinem Herrn zu, gleichſam einen neuen Befehl deſſelben abwartend.

Schon begann ein höhniſches ſchadenfrohes Grinſen das fahle Geſicht des unheimlichen Schloßherrn zu verzerren, da rief das junge Mädchen, wohl ahnend, was nun folgen würde, nochmals, doch diesmal in eigenthümlich drohendem Tone:

„Schickt den Pluto fort! — Es gilt ein Menſchenleben!"

Der Andere fuhr jählings zuſammen und ſenkte die Blicke zu Boden.

Da ließ die junge Dame einen leiſen, freudig klingenden Ausruf hören — ihr Auge hatte die nahen dunklen Taxushecken geſtreift — und in fieberhafter Haſt drängte ſie Hubert nach der grünen Wand hin, ihm haſtig nur die Worte zuflüſternd:

„Dort hinein — ſchnell!“ —

Dann ließ ſie von dem jungen Manne ab, berührte den Rücken des rieſigen Hundes und rief mit halb lockendem, halb befehlendem Tone: „Komm, Pluto!“ worauf ſie in flüchtiger Eile und leicht wie ein Reh davon und dem Schlößchen zulief.

In gewaltigen Sätzen umſprang ſie der Hund, während ſein Herr das Thier und den Fremden nicht mehr beachtend, noch eine Weile gebückt und unbeweglich ſtehen blieb. Endlich hob er den Kopf, ſtreifte mit lauerndem, giftigem Blick die Stelle der Hecken, wo Hubert verſchwunden war und folgte dann in haſtiger Eile dem Mädchen.

Hubert war nach dem Rathe ſeiner Beſchützerin mit

ein paar raſchen Schritten in die dunklen Schatten des dichten Gebüſchs getreten. Da erfaßte ihn plötzlich eine Männerhand, die ihn zu ſich zog. Er wollte ſich losreißen, reden, doch ſchon hörte er eine Stimme, die ihm zuraunte:

„Keinen Laut und folget mir ſchnell! die Gefahr iſt noch nicht vorüber.“

Nun fühlte er ſich weiter gezogen, und nunmehr auch die Urſache der freudigen Bewegung ſeiner Retterin erkennend, folgte er vertrauensvoll dem fremden unſichtbaren Führer.

Bald hatten Beide eine Lichtung, einen Weg erreicht, den ſie kreuzten, und nun ſah Hubert, daß ſein Begleiter ein Mann in ländlicher Dienertracht war. Doch keine Zeit zum Fragen noch zum Sehen blieb ihm, denn ſchon zog ihn der Andere in das ſchützende Dunkel der dichten Laubmaſſen jenſeits des Pfades.

Nur noch eine kleine Weile dauerte die Wanderung, dann ſtanden ſie vor der hohen Parkmauer, die jedoch an dieſer Stelle einen kleinen Einlaß zeigte, der von innen mit einer übergroßen Schelle verſehen war.

Der Mann ſchloß das Pförtchen auf, dann erfaßte er die Schelle und ſagte:

„Oeffnet die Thüre, während ich die Glocke am Läuten verhindere.“

Hubert that, wie ihm geheißen, und im folgenden Augenblick befand er ſich draußen auf der Haide und in Freiheit.

Sein Begleiter lehnte die Thüre nur an, dann forderte er den jungen Mann auf, ihm zu folgen, da Eile nothwendig und der nächſte Ort noch weit ſei.

Beide ſchritten weiter.

Hubert verſuchte zwar, ſeinen Führer zum Reden zu bringen, denn es drängte ihn, Näheres über das ſonderbare Schlößchen und ſeine eigenthümlichen Bewohner, beſonders über ſeine ſchöne Beſchützerin, zu erfahren, die er in ſeiner phantaſtiſchen Erregtheit geglaubt von einem Zauber zu erlöſen, während ſie ihn in Wirklichkeit wohl vor einem ſicheren Tode bewahrt hatte. Doch der Mann ſchwieg hartnäckig, und ſo verſenkte ſich denn endlich auch Hubert in die Erinnerung an das anfänglich ſo ſchöne

und märchenhafte, dann aber ziemlich ernſte Abenteuer dieſer Mondnacht.

Wohl mehrere Stunden mochten Beide gewandert ſein über Höhen, durch Schluchten und Thäler — der ſinnende Hubert hatte ſich von der Zeit keine Rechenſchaft gegeben — da machte der Führer halt.

„Dort hinunter geht Euer Weg," ſagte er kurz. „In einer halben Stunde werdet Ihr Trarbach erreicht haben, und ſomit wünſche ich Euch eine geruhſame Nacht."

Nach dieſen Worten wandte er, ohne eine Antwort abzuwarten, die Schritte und war bald in den Gebüſchen zur Seite des Weges verſchwunden.

Einen Augenblick ſchaute Hubert dem wortkargen Manne ärgerlich nach, dann murmelte er: „Ich werde des Räthſels Löſung ſchon zu finden wiſſen und auch meine muthige Beſchützerin, die holdſelige Prinzeſſin Dornröschen!"

Hierauf ſchritt er auf dem abwärts führenden ſteinigen Pfade weiter und ſtand auch in der That in etwa einer halben Stunde vor dem Thore der Stadt Trarbach.

Drittes Capitel.

Am St. Johannisabend.

Der Morgen war nahe, als Hubert die Stadt Trarbach betrat. Schon waren einzelne Häuſer offen und es fiel dem jungen Manne nicht ſchwer, irgend ein Unterkommen zu finden, um einige Stunden der Ruhe pflegen zu können. Doch kein Schlaf umfing ihn; in ein halbwaches Träumen verſenkt, durchlebte er das Abenteuer der Nacht noch einmal und viel ſchöner als in der Wirklichkeit, endete es: er befreite die holdſelige Prinzeſſin aus dem einſamen, grünen Kerker und an ihrer Seite zog er in das entzauberte Schlößchen ein. Es war ein ſchöner Traum und gerne überließ ſich Hubert ſeinem eigenthümlichen beſtrickenden Zauber. Es wurde endlich lebendig

um ihn her und gewaltſam raffte er ſich auf. Der neue Tag war da; weiter mußte er ziehen, in das ſtille Städtchen, wo er von nun an zu weilen und zu wirken hatte.

Durch ſeinen Wirth verſuchte er im Geſpräch Näheres über das ſeltſame Schlößchen und ſeine Bewohner zu erfahren. Doch ſein Mühen war vergebens. Entweder war der Ort dem Manne unbekannt, oder die Mittheilungen Hubert's führten ſeine Gedanken nicht auf den rechten Weg. Unbelehrt mußte er Trarbach verlaſſen. Noch blieb ihm der größte Theil des Tages und dieſen gedachte Hubert zu benützen, um eine Spur des Weges zu finden, den er in vergangener Nacht mit ſeinem ſchweigſamen Führer gewandelt. Doch auch hier war er nicht glücklicher. Er hatte Trarbach kaum verlaſſen, als er auch ſchon an dem Weg, den er einſchlagen ſollte, irre wurde. Endlich, nach ſtundenlangem Suchen und Wählen, ſchüttelte er lächelnd die Gedanken an das erlebte Abenteuer ab, eine glückliche Fortſetzung und Löſung deſſelben feſt und beſtimmt von der Zeit erwartend, und fröhlichen Sinnes, mit friſchem, jugendlichem Muth ſtieg er die Höhen hinan.

Es war ein herrlicher Tag, dieser letzte Tag der Freiheit des jungen, angehenden Justitiarius und in vollen Zügen genoß er, was seinen Augen sich bot. Auf einem gewaltigen Bergrücken schritt er dahin und nach allen Richtungen boten sich ihm die herrlichsten Aussichten. In weitem, stundenlangem Bogen umkreiste die Mosel die gewaltige, weit vorgeschobene Bergkuppe; zertrümmerte Burgen und Klöster tauchten auf den Höhen, hinter grünem Buschwerk auf; nach dem Flußthale zu reihte sich fast Dorf an Dorf. Auch Zeltingen, den Bestimmungsort Hubert's, erblickte er. Ein herrlicher Strich Landes, wie weit und breit wohl kein ähnlicher zu finden! Das sagte sich der junge Mann, der stundenlang auf einer Stelle weilte, um sich satt zu schauen und zu zeichnen, dann weiter schritt, um sich von Neuem auf den grünen Boden niederzuwerfen, ein neues, liebliches Landschaftsbild in seiner Blättermappe festzuhalten.

Seine Korbflasche hatte er in Trarbach gefüllt, auch von dort einige Speisevorräthe mitgenommen und so fehlte ihm nichts bei seiner einsamen Wanderung. Er dünkte

ſich in der That allein auf der weiten lachenden Höhe, nur in der Ferne ſah er eine weidende Heerde, die ſich langſam, faſt unbemerkbar fortbewegte. Mittag war vorüber, Hubert hatte gegeſſen und getrunken und nun ſaß er da, ein neues Bild vor Augen, das ihm faſt hübſcher, als alles bisher Geſehene dünkte.

Etwas unter ihm, zur Seite links, lag auf ſchroffem Felſen eine Burg in Ruinen und an derem Fuße, am Ufer der Moſel, ein freundlich aus friſchem Grün zu ihm aufblickendes kleines Städtchen. Neben dem Kirchthurme ragte noch ein anderes ſchwarzdunkles Dach über die niedrigen Häuſer und Höfe hervor. Das war Zeltingen, das größere Gebäude wohl das Amthaus und des jungen Mannes künftiger Wohnſitz. Auf der andern Seite der Moſel ſtieg das grüne Ufer in weichen Linien hinan; rechts erblickte man ein altes, maleriſches Kloſter mit einigen Höfen, und links ein ſchmuckes Dörfchen, welche das hübſche Bild gleichſam abſchloſſen. In Zeltingen mußte der Johannisabend wohl feſtlicher gefeiert werden, als in den übrigen Ortſchaften ringsum, denn während dieſe ſtill und faſt wie ausgeſtorben dalagen, ſchien in dem chur-köl-

niſchen Orte ein reges Treiben zu herrſchen. Auch wehten von dem Kirchthurm und dem Amthauſe bunte Fahnen nieder, welche neben anderen Wappen auch das Chur-Kölns ſehen ließen.

Lange blieb Hubert im Anſchauen der ſich vor ihm ausbreitenden Landſchaft verſunken auf dem Boden liegen. Das alſo war das Ziel ſeiner Reiſe; dort unten ſollte er fortan leben und wirken. Eigenthümlich, doch nicht unangenehm erregt, fand ſich der junge Mann bei dieſem Denken. Der Ort und beſonders ſeine prächtige Lage mußten ihm gefallen und daß es fröhliche Menſchenkinder dort gäbe, ſagte ihm das Lachen und Singen, welches dann und wann, wenn auch ſchwach, doch vernehmlich zu ihm herauftönte. Endlich nahm er ein friſches Blatt aus ſeiner Mappe, bereitete ſeine bunten Stifte und fing an zu zeichnen. Den erſten Eindruck, den ſeine neue Heimath ihm gemacht, wollte er feſthalten, zu immerwährendem Andenken, und deßhalb ſollte das Bildchen ein hübſches werden.

Wohl ein paar Stunden mochte Hubert mit Luſt und Eifer gearbeitet haben und das kleine Landſchaftsbild war

bis auf die letzten Tinten fertig geworden, als er plötzlich hinter ſich eine ernſte Männerſtimme hörte, die da ſagte:

„Eine gute Arbeit, junger Herr! Das iſt ja das wahrhaftige Conterfey unſerer ganzen Moſelgegend!“

Ueberraſcht wendete Hubert ſich um und erblickte nun einen hageren, älteren Mann in ſehr einfacher ländlicher Tracht, der auf einen hohen Schippenſtock geſtützt, ihm über die Achſel in die kleine farbige Zeichnung geſchaut.

Es war der Schäfer, welcher mit ſeiner Heerde unbemerkt näher gekommen.

„Ihr könnt am Beſten beurtheilen, ob mein Bildchen gerathen iſt oder nicht, denn Ihr ſeid gewiß in der Gegend daheim,“ entgegnete Hubert, das Geſicht des Mannes mit ſtets größerer Aufmerkſamkeit betrachtend.

„Ich hüte die Schafe des chur-kölniſchen Hofes, dort unten in Zeltingen, doch — meine Heimath iſt die Gegend nicht.“

So tönte es als Antwort und mit einem ruhigen Ernſt.

Unbeweglich ſtand der Mann da. Ueber dem leinenen Hemde hing ein blauer Rock von grobem, wollenem Stoff,

der die Stelle eines Mantels vertrat und nur am Halſe zugeknöpft war. Auf dem Kopfe trug der Schäfer einen an zwei Seiten aufgekrämpten, durch das Alter grau gewordenen Filzhut, der Stirne und Augen beſchattete. Hager und voll tiefer Furchen war das Geſicht, welches eine ungewöhnliche, doch nicht abſchreckende Bläſſe zeigte und merkwürdiger Weiſe — ganz gegen damalige Sitte und Gewohnheit, von einem grauweißen Bart umrahmt wurde, während lange Haare von gleicher Farbe in ziemlicher Fülle unter dem Hute hervortraten. Dies Alles hatte Hubert überraſcht und hielt ſein Auge fortwährend gebannt.

Da er nicht weiter ſprach, fuhr der Sprecher fort. Doch diesmal klang ſeine Stimme weicher, während ein gutmüthiges Lächeln ſeine kalten Züge belebte.

„Ihr ſchaut mich an, wie ich vorhin Euer Bild angeſchaut. Doch wenn mir auch die Gegend bekannt iſt, die Ihr da abconterfeyt habt, ſo glaube ich nicht, daß Ihr — mich je geſehen.“

„Darin habt Ihr Recht, Alter,“ entgegnete Hubert lachend. „Doch werden wir wohl bald und näher mit

einander bekannt werden, denn wenn der chur-kölniſche Amtshof dort unten Euer zeitweiliges Heim iſt, ſo wird er dies auch von morgen an für mich ſein."

Jetzt hob der Schäfer den Kopf und blickte mit ſeinen hellen Augen voll und ſcharf den jungen Mann an, dann ſagte er:

„So ſeid Ihr wohl der neue Herr Juſtitiarius, der den gnädigen Herrn Amtmann von Weichs vertreten ſoll und für heute oder morgen erwartet wird?"

„Der bin ich!" rief Hubert mit friſchem Ton. „Und um einen Schritt weiter in der gegenſeitigen Bekanntſchaft zu machen, theile ich Euch noch mit, daß ich Hubert Walbot heiße und aus Köln daheim bin. — Nun ſagt mir Euren Namen?"

„Ich heiße Grates, doch nennt mich hie und da das junge Volk ſcherzweiſe Bartes, von wegen meinem Bart und langen Haar, die ich ein Gelübde gethan, vorerſt nicht zu beſchneiden. Achtzehn Jahre mögen es wohl ſein, ſeit ich auf dem Amtshofe als Schäfer diene, und hoffe ich dort zu bleiben bis an mein Ende."

„Ihr ſcheint mir ein wackerer Mann zu ſein," entgegnete Hubert, der ſich eigenthümlich von der ernſten Erſcheinung angezogen fühlte, und ihm die Hand hinhaltend, fuhr er in herzlicher Weiſe fort: „Schlagt ein, Grates, wir wollen gute Freunde werden, denn ich betrachte es als beſte Vorbedeutung, daß Ihr der Erſte ſeid, der mir in meiner neuen Heimath begegnet. Wie Ihr den nützlichen Viehſtand, werde ich die Menſchen zu hüten, die Böcke von den Schafen, Bös' von Gut zu ſondern haben, und wohl mir, wenn ich dies ſchwierige Amt ſo verwalte, wie Ihr das Eurige. Der Wille dazu lebt in mir und der höchſte Richter wird mir ſeinen Beiſtand nicht verſagen."

„Amen!" ſagte der Schäfer mit ungewöhnlicher Feierlichkeit und den Blick wie abweſend weit in die Ferne — oder in die Vergangenheit gerichtet. Er hatte den Hut abgenommen und das Licht fiel nun voll in ſein Geſicht, das in der That etwas Ungewöhnliches hatte, wie Hubert ſich ſagen mußte. Nachdem Grates ſeine ſchwielige Rechte in die dargebotene Hand des jungen Mannes gelegt, blickte er dieſen an und ſprach dann noch:

„Gottes Beiſtand haben wir Alle nöthig, Ihr wohl ganz beſonders, denn groß iſt die Verantwortung, welche Euer Beruf Euch auferlegt. Doch wenn auch noch jung an Erfahrung, ſcheint das Recht Euch heilig zu ſein und ſomit wird der Unſchuldige nie vor Euch zu zittern brauchen. Das wallte Gott.“

„Und hierzu ſage ich Amen!“ rief Hubert, die Hand des Alten kräftig drückend. „Doch nun ſetzt Euch ein wenig zu mir und erzählt von Zeltingen und dem Amt, wo ich Recht ſprechen werde, denn wenn auch in den Codices und churfürſtlichen Verordnungen wohl bewandert, ſo bin ich es doch nicht in den Gebräuchen und Gewohnheiten, welche durch die Zeit gleichſam zu Rechten und Geſetzen geworden. Noch nie war ich in hieſiger Gegend. Setzt Euch deshalb und laßt uns Eins zuſammen plaudern.“

Hubert hatte ſich im Laufe des Geſprächs erhoben und dem Schäfer zugekehrt, als er nun ſeine frühere Stelle wieder einnahm, fand er zu ſeiner Ueberraſchung die Scenerie vor und unter ſich faſt wie auf einen Schlag verändert. Dies nahm ſeine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch, daß er

für einige Augenblicke ſeines Gefährten vergaß. Der Schäfer hatte einen Blick auf ſeine Heerde geworfen, die von einem großen Hunde bewacht, ganz in der Nähe weidete, dann ließ er ſich an der linken Seite des jungen Mannes auf den Boden nieder, ſcheinbar bereit zu thun wie Jener geſagt.

Zur Rechten Hubert's befand ſich ein kaum mannshohes Buſchwerk, das dem Zeichner bis jetzt Schatten gewährt, ihn auch theilweiſe geborgen. Da er ſich nun niederlaſſen wollte, ſah er darüber hinaus den grünen Abhang, der ſich in ſanfter Dachung bis zu der Moſel hinzog. Dort war es ganz eigenthümlich lebendig geworden. Eine Menge junger Burſche und Mädchen, ältere Leute und Kinder begannen von verſchiedenen Seiten die Höhe zu erſteigen. Die Kinder trugen Strohbündel, Holz und Reiſig, eine Anzahl Burſche trieb lachend und ſcherzend ein ziemlich großes Rad den Hang hinan, was nicht ſo leicht zu gehen ſchien und zu allerlei luſtigem Aufjubeln Anlaß gab. Jetzt trat eine Schaar junger Leute ſingend aus dem Ort, mit einer buntgeputzten Stange, welche ebenfalls die Höhe hinaufgetragen wurde. So ſtill vor

kurzer Zeit die Gegend ringsum geweſen, ſo belebt war ſie nun. Noch ſchaute Hubert, von dem Gebüſch verdeckt, erſtaunt dem luſtigen, bunten Treiben zu, als der Schäfer, einer Frage des jungen Mannes zuvorkommend, ſprach:

„Da habt Ihr gleich einen Beweis, wie das Recht ſo ungleich vertheilt und gehandhabt wird — zum Schaden des armen Volkes. Wir ſind hier auf churkölniſchem Boden; Zeltingen, und weiter unten das Dörfchen Rachtig, welches wir von hier aus nicht ſehen können, gehören zu unſerem Amt. Ringsum ſind ſponheim'ſche Lande, von Chur-Trier regiert. Da nun Chur-Köln in ſeiner Jurisdiction althergebrachte Luſtbarkeiten erlaubt, ſo hat Chur-Trier ſie aus allerlei Gründen in den Ortſchaften ringsum verboten und dies Verbot trotz Suppliken und Petitionen hartnäckig aufrecht gehalten, während bei uns der Freiheiten immer mehr gewährt wurden. So hat ſich denn mit den Jahren Alles nach Zeltingen gezogen — zum Schaden der übrigen Dörfer und Flecken an der hieſigen Moſel — und jetzt zur Johanniszeit haben wir nicht allein dort unten vor dem Amthauſe einen Krammarkt, ſondern auch eine Bude mit

einem Hanswurſt, der ſeine Poſſen treibt und den Leuten die Stüber und Petermännchen aus der Taſche holt. Morgen, mit dem Johannistage, hört's freilich auf, aber an vierzehn Tage hat's gedauert und von weit und breit ſind die Leute gekommen, um die Haupt- und Staatsactionen, ſowie die Schnurren des luſtigen Hans-Görgel, ſo nennt ſich der Poſſenreißer, und ſeiner Bande, die freilich nur aus den Seinigen beſteht, zu ſehen."

Hubert hörte wohl den Sprecher, doch ſein Auge war noch mehr in Anſpruch genommen durch das, was da nicht weit von ihm vorging. Die Burſchen mit der buntverzierten Stange waren ſingend und jubelnd oben angekommen und hatten dieſelbe in den Boden befeſtigt. Jetzt konnte man ſehen, daß in der untern Hälfte allerlei Gegenſtände: Tücher, Bänder, blinkender Zierrath, Sträußchen und Anderes daran befeſtigt waren, während oben grüne Maien mit Fähnlein von Goldpapier beſteckt, eine rieſige Krone bildeten. Andere hatten Reiſig und Holz auf Haufen gethürmt und junge Mädchen begannen nun das Rad in all ſeinen Theilen dicht mit Stroh zu umwickeln, ſowie lange Büſchel von Stroh zu binden.

„Das gilt dem St. Johannisabend, der hier mit Sonnenuntergang gefeiert werden ſoll," fuhr der Schäfer fort. „Aus allen Dörfern in der Runde ſind die Leute nach Zeltingen gekommen, da ſie daheim, den altehrwürdigen Brauch, das Sonnwendefeſt nicht feiern dürfen — weil ihre Obrigkeit verbietet, was hier für recht und erlaubt gilt."

„Was bedeutet die Stange, das ſtroherne Rad? Bei uns am Rhein kennt man den Brauch nicht," unterbrach Hubert den Sprecher, wohl fürchtend, daß der Alte von dem Hauptthema, das ihn lebhaft intereſſirte, abſchweifen würde.

Der Schäfer lächelte über den Eifer des jungen Mannes, dann ſprach er:

„Jeder Hausvater ſteuert Stroh, Holz und Reiſig bei, um die Johannisfeuer, Rad und Fackeln herzuſtellen. Mit Sonnenuntergang wird das Rad angezündet und dann von zwei Burſchen den Berg hinab in die Moſel getrieben; gelangt es ohne Unfall in's Waſſer, ſo bedeutet dies ein gutes Weinjahr. Die Burſchen aber geben heimlich ihrem Obmann die kleinen Geſchenke, welche dort an der Johannisſtange befeſtigt ſind. Die Mädel wählen,

ein jedes einen Gegenſtand und die Geber haben dann das Recht, mit derjenigen, die ſeine Gabe genommen, über die Johannisfeuer zu ſpringen. Auch dies hat eine Vorbedeutung für die Zukunft und manches Pärchen, das der Zufall am St. Johannisabend zuſammengeführt, hat binnen Jahresfriſt vereint den Weg durch's Leben angetreten und durch den glücklichen Sprung über das Johannisfeuer gekräftigt, die Fährniſſe, welche ſich ihm in der Ehe geboten, ebenſo glücklich überſtanden. Es iſt ein hübſcher, guter Brauch und weshalb es Leute giebt, die ihn verbieten, vermag ich mit meinem ſchlichten Verſtande nicht zu faſſen."

„Ich hätte auch Luſt mein Glück zu verſuchen und den Sprung über das Johannisfeuer zu wagen!" rief der junge Mann erregt. Dann nahm er das Landſchaftsbild, welches er gemalt, reichte es dem Schäfer und ſagte: „Thut mir den Gefallen, Alter, geht hinunter und befeſtigt das Bildchen an die Stange. Niemand kennt mich, hat mich geſehen, noch kann mich hinter meiner grünen Wand entdecken, und ordentlich begierig bin ich zu erfahren, wen mir der Zufall zur Seite geben wird."

Der Alte ſagte kein Wort, er blickte unverwandt auf zwei junge Mädchen, die ſich von den Uebrigen abgeſondert und einige Schritte höher den Berg hinauf niedergelaſſen. Nicht allzuweit von dem grünen Verſteck Hubert's ſaßen ſie, Strohfackeln windend und plaudernd, den beiden Lauſchern die Rücken zugekehrt.

Nun wandte der Schäfer das Auge von den Mädchen ab und heftete es langſam, doch durchdringend auf den jungen Mann. Es war, als ob er in den geheimſten Herzensfalten Hubert's hätte leſen wollen, dann aber ergriff er mit ſichtlich raſchem Entſchluß das Bild, erhob ſich und ohne irgend ein Wort zu ſagen, ſtieg er die Höhe vollends hinan, um wohl auf Umwegen, von den beiden Mädchen ungeſehen, die Gruppe bei der Johannisſtange zu erreichen.

Hubert folgte dem bunten Treiben zu ſeinen Füßen mit regſtem Intereſſe; auch blickte er mehrere Mal nach den beiden Mädchen hin, doch ohne ſeine Neugierde befriedigen zu können, denn ihre Geſichter blieben ihm abgekehrt. Die Eine war größer und ſchlanker, die Andere kleiner und runder, in der Kleidung aber waren Beide

gleich und was ſie verhandelten, ſchien ſie lebhaft zu beſchäftigen. Dies ſagte ihr munteres Gebahren, das ununterbrochene Reden und Kichern.

Der alte Schäfer mußte bei der Johannisſtange angelangt ſein, ſein Bild abgegeben haben, denn dort gab es jetzt einen ziemlichen Auflauf. Alles ſtrömte herbei, um den neuen Gegenſtand, das hübſche Conterfey der Gegend, die Jedes kannte, zu ſehen. Junge Mädchen hatten raſch einen grünen Kranz zur Hand, der dem Bilde als Rahmen diente, und bald hing es an bevorzugter Stelle der Stange. Auch die beiden Mädchen in der Nähe Huberts erhoben ſich endlich, ihre Fackeln waren fertig und laufend eilten ſie den Hang hinab und zu der Stange, wohl um zu ſehen, was ſich dort begebe.

Einen lauten Schrei ſtieß Hubert aus, und athemlos, gebannt ſtarrte er den Davoneilenden nach. Träumte er noch immer — war das Märchen der vergangenen Nacht noch nicht zu Ende? — Das ſchlankere der Mädchen hatte beim Aufſtehen den Kopf gewendet und Hubert in ihr — die junge Dame des zauberhaften Schlößchens, Prinzeſſin Dornröschen erkannt.

Nur einen Augenblick hatte ſie ſich umgeſchaut, doch ein Blick genügte, um Hubert die feſte Ueberzeugung zu geben, daß es die Schöne der geſtrigen Mondnacht ſei, wenn ſie auch in ländlicher Tracht dort die Höhe hinablief. So war ſie mit dem Hunde davongeeilt. Es war ein Wunder — ein Märchen, aber keineswegs eine Täuſchung ſeiner Sinne. Sie war es, die Holdſelige, er hatte ſie wiedergeſehen!

Noch ſtarrte er bewegungslos auf die ferne Gruppe, als der Schäfer bei ihm anlangte. Nun fand er die Sprache wieder.

„Mann, um des Himmels Willen redet! ſagt mir, wer das junge Mädchen war, das vor wenigen Augenblicken noch dort vor uns ſaß und dann die Höhe hinablief. Redet, ich beſchwöre Euch!“

Der Alte ſchaute den Erregten wahrhaft erſchreckt an. Die Frage mußte ihn ſo ſehr überraſcht haben, daß er keine Antwort zu finden vermochte und erſt, als Hubert ſie nochmals und womöglich noch dringender wiederholt, entgegnete er wie verlegen:

„Das war die Kattrein, die Tochter der Marei, der Wirthſchafterin auf dem Amtshofe.“

„Nein, nein!“ ſchrie Hubert förmlich auf. „Die Andere meine ich, die Größere, Schlankere! Wer war ſie?“

Das bleiche Geſicht des Schäfers durchzuckte es wie ein jäher Schmerz und ein Zittern ſchien ſeine ganze Geſtalt zu überfliegen. Doch entgegnete er raſch:

„Die Andere war — die Amni, der Kattrein Freundſchaft, weit von hier daheim und nur zu kurzem Beſuch auf dem Amtshofe.“

„Ah!“ jauchzte Hubert auf und das leuchtende Auge auf den Alten gerichtet, rief er enthuſiaſtiſch: „Sie iſt es! Ich kenne ſie und ihre Heimath, ein verzaubertes Schlößchen mit einem ſtillen grünen Garten voll todter ſteinernen Götter und Helden. Sie ſelbſt iſt zum Mindeſten eine Märchenprinzeſſin, wenn nicht gar eine Fee; geſtern iſt ſie mir als holdſeliges Dornröschen erſchienen, um mich jetzt als Bauernmädel zu necken. Nicht wahr, Alter, ich habe Recht? Geſteht es nur!“

Doch der Alte, der ſich gefaßt haben mußte, ſchüttelte ſehr ernſt den Kopf, wenn er auch mit größter Verwunde-

rung die Rede des jungen Mannes vernommen. Endlich ſagte er langſam und kalt:

„Der Herr Juſtitiarius irrt ſich in jeder Weiſe. Das Mädchen, welches dort neben der Kattrein geſeſſen, iſt die Ammi, wie dies Jedermann im Orte beſtätigen wird.“

Hubert verſtummte. Worte und Ton hatten ihn eiſig berührt und groß ſchaute er den Schäfer an. Dann aber rief er mit raſchem Entſchluß:

„Kommt! Wir wollen hinuntergehen. Ich will mit ihr reden und werde dann ſchon ſehen, ob ich mich getäuſcht habe oder nicht.“

„Einen Augenblick, junger Herr!“ entgegnete der Schäfer in früherer ſtillfreundlicher Weiſe. „Die Mädel dort unten wählen die Gaben, zeigt Ihr Euch, ſo weiß man, wer das ſchöne Bild geſpendet hat. Ueberlaßt es dem Zufall, in weſſen Hände es gelangt und wer mit Euch den Sprung über das Feuer wagen ſoll. Auf einem Umwege laßt Euch hinführen.“

„Meinethalben will ich Euerm Rath folgen, obgleich jede Minute, die mich von ihr trennt, mir eine Ewigkeit

dünkt. Doch das ſage ich Euch, Alter, lange laſſe ich mich nicht zurückhalten!“

Nun begann er mit dem Schäfer die Höhe vollends hinanzuſteigen, wohl um auf dem Wege, den der Alte früher gemacht, ſo unbemerkt als möglich zu der Johannisſtange zu gelangen. Der Schäfer ſchien weitere Mittheilungen zu erwarten, doch der junge Mann ſchwieg; vorerſt wollte er das Mädchen, welches ihn in ſolche Aufregung verſetzt, ſehen, ſprechen, und dann entſcheiden, ob er ſich dem Alten anvertrauen, ihm alles ſagen dürfe, was er Seltſames erlebt, oder nicht.

Unten, auf dem Abhange ging es lebhaft zu. Die Zeltinger Mädchen, wie auch die aus den andern Ortſchaften herbeigekommenen, hatten ſich wohl ganz ins geheim mit ihren Burſchen verabredet, denn es war eine Seltenheit, wenn eine der ländlichen Schönen eine andere Gabe erwählte, als die, welche ihr Herzliebſter dem Obmann der Johannisſtange gegeben. Doch führte der Zufall auch ganz abſonderliche Pärchen zuſammen, was ſtets mit dem lauteſten Jubel aufgenommen wurde. An Huberts Bild hatte ſich noch kein Mädchen gewagt, obgleich es von

Allen bewundert und wohl auch erſehnt wurde. Wer konnte es geſpendet haben? Auf keinen Fall einer der Burſchen der Gegend, und ſo wurde es denn ſtets und von Allen ausgeſchlagen. Auch die Mädchen, welche Hubert geſehen, hatten ſich der Gruppe genähert, und erblickten nun das Bild. Der Eindruck, den es ihnen machte, war jedoch ein ganz verſchiedener. Während die kleine runde und etwa zwanzigjährige Kattrein die Hände voll Verwunderung zuſammenſchlug über die Aehnlichkeit des Zeltinger Kirchthurms und des Daches ihres Hofes, betrachtete die größere, welche der Schäfer Ammi genannt, die Landſchaft erſtaunt und ohne ein Wort zu ſagen, doch auch ohne einen Blick von ihr abzuwenden.

Die beiden Mädchen, welche ſich bis jetzt von der Hauptgruppe fern gehalten, ſchienen allwärts wohl bekannt und gut gelitten zu ſein, denn kaum hatte man ſie in den Reihen geſehen, als es von allen Seiten hieß: „Die Kattrein ſoll ziehen! — Der Baſt hängt auch in den Maien und möchte doch ſo gerne herunter!“ —

— „Auch die Ammi muß ihr Glück verſuchen!“

„Platz vor der Johannisſtange — zum Erſten!“ rief nun ein reich mit Bändern und grünen Zweigen geputzter Burſche, der Obmann des fröhlichen Brauchs. „Jungfer Kattrein und ihre Freundſchaft die Ammi ſind an der Reihe — zum Zweiten! — und —“

Das friſche Geſicht der kleinen Kattrein ſtrahlte, doch ſcharf blickten ihre Augen in das grüne Gewirre der Maien und bunten Gaben. Da hing noch Vielerlei, große prächtige Stücke und kleine unſcheinbare Gegenſtände. Lange zögerte ſie, während der Johannis-Obmann mit erhobenem Arm daſtand, um ſeinen Zuſchlag zu rufen. Schon wurden von allen Seiten luſtige Scherze laut als die kleine Schelmin wohl endlich gefunden haben mochte, was ſie geſucht. Keck ging ſie auf die geputzte Stange zu, griff tief in die grünen, ſtellenweiſe ſtacheligen Maien hinein und mit einem lauten Aufſchrei, denn ſie hatte den Arm wirklich an einem Dorne blutig geritzt, langte ſie ein kleines unſcheinbares Papierherz, durch das eine Roſe geſteckt war, heraus.

„Zum Dritten! — Der Baſt hat am längſten gehangen!“ ſchrie der Obmann und nun brach von allen

Seiten ein luſtiger Jubel los. Zugleich ſprang ein junger Burſche, der ſich bis dorthin ſo verſteckt wie ſeine Gabe gehalten, aus der Menge hervor und auf Kattrein zu. Doch dieſe wies ihn ſchmollend zurück. „Schau her!“ rief ſie. „Deine Maien haben mich blutig geritzt, das biſt Du bei Gott nicht werth!“

„Ich will Dir das Gegentheil beweiſen, Kattrein!“ entgegnete keck und luſtig der Burſche, „und für jeden Tropfen ſpringe ich zehnmal für Dich durch's Johannisfeuer und wenn es brennen ſollte ſo hoch wie unſer Kirchthurm dort unten.“

Erröthend, doch durchaus nicht unfreundlich ſchaute Kattrein ihren Galan von der Seite an, dann legte ſie den blutenden Arm in den ſeinigen und ſagte:

„Na, ſo helfe mir doch wenigſtens meinen wunden Arm tragen. Das ſage ich Dir, Baſt, ſo mußt Du ihn halten und tragen, bis wir heim gehen, das ſoll Deine Strafe ſein.“

Der Burſche ließ ſo recht aus vollem Herzen einen Freudenſchrei hören, der ringsum in lauteſter, luſtigſter Weiſe beantwortet wurde, dann trat er mit ſeinem Mädel bei Seite, um Ammi wählen zu laſſen.

Obgleich es ſich auch hier nur um ein Bauernmädel handelte, ſo war es doch jetzt in dem Kreiſe bedeutend ſtiller als vorhin. Ammi war in Zeltingen nicht daheim und kam nur dann und wann zum Beſuch bei der alten Marei auf den Amtshof. Dies und ihre Manieren, die etwas gegen die der Zeltinger Mädchen abſtachen, mochten wohl die Urſache ſein, daß man ſie mit reſpektvolleren Augen betrachtete, als ihre kleine, luſtige Freundin Kattrein.

„Zum Erſten — zum Zweiten!“ rief der bebänderte Obmann, und erwartungsvoll ſchaute Alles auf das fremde ſchöne Mädchen, welches ohne Aufenthalt auf die Johannisſtange zuſchritt und ohne langes Beſinnen keck nach dem Bilde Huberts griff.

„Zum Dritten! — Der Grates hat am längſten gehangen!“ So ſchrie der Obmann mit einem deutlich hervortretenden Anflug von Schadenfreude, denn der Schäfer hatte ihm ja heimlich das Bild gegeben und er war es nach ſeiner Meinung, mit dem die überaus hübſche und faſt ebenſo ſpröde Ammi den Sprung über das Johannisfeuer thun mußte.

Während nun ein Theil der Anweſenden keck und luſtig auflachte, drückte ein anderer ſein Bedauern über das heimtückiſche Spiel des Zufalls durch Murmeln und halblautes Proteſtiren aus. Man hätte der Ammy denn doch einen andern Burſchen als den alten, ernſten und bärtigen Schäfer gewünſcht. Doch die Scene ſollte bald eine ganz andere Wendung nehmen.

Der Schäfer war aus der Menge hervorgetreten und mit einer Handbewegung Ruhe gebietend, ſagte er:

„Ihr irrt alleſammt. Der Grates hat das Bild nur überbracht, doch nicht als Johannisgabe geſpendet. Der es gemacht und dem es gehörte ſteht hier.“

Dabei deutete er auf Hubert, welcher nun ebenfalls aus der Menge hervortrat, das flammende Auge auf Ammi gerichtet, die er ſeit einer Weile unbemerkt förmlich mit ſeinen Blicken verſchlungen, immer mehr überzeugt daß ſie die junge Dame ſeines geſtrigen Abenteuers ſei.

Wenn ſeine ſtattliche, fremdartige Erſcheinung in dem ländlichen Kreiſe auch die größte Ueberraſchung hervorrief, ſo ſchien dies bei Ammi keineswegs der Fall zu ſein. Und doch hatte Hubert geglaubt, gerade durch ſein plötzliches

Hervortreten und den dadurch hervorgerufenen Eindruck die Gewißheit zu erhalten, daß er ſich in Ammi's Perſon nicht getäuſcht. Doch nicht derartiges erfolgte und nun war es ſogar an ihm verlegen zu werden. Das Mädchen ſchaute ihn ſo ruhig an, es trat ſo unbefangen einige Schritte auf ihn zu, daß Hubert ordentlich verwirrt wurde und nur mit einigen Worten zu ſagen vermochte, wie er dem Zufall danke, der ſich ihm an dieſem bedeutſamen Abend ſo günſtig erwieſen. Ammi aber ging keineswegs auf ſolche Rede ein, ſondern in einfacher, ungekünſtelter Weiſe drückte ſie dem jungen Fremden ihre Freude über das hübſche Bildchen aus, das ſie wohl behalten dürfe und für immer hoch in Ehren halten werde.

Die Verwirrung des jungen Mannes nahm zu; das war wohl auch der Ton ihrer Stimme und dennoch klang es ganz anders als vergangene Nacht. Wie nach einem ſichern Anhaltspunkt ſchaute er ſich um, da traf ſein Blick den des alten Schäfers, der mit ſichtlichem Wohlgefallen auf ihm ruhte und ſich nun wie verlegen ſenkte. Täuſchte ſich Hubert wirklich — oder wurde er getäuſcht? Er mußte es erfahren, wie? — das würde ſich ſchon finden.

Einſtweilen beſchloß er die Sache zu nehmen, wie ſie eben lag und auf Alles einzugehen was und wie es ſich ihm bieten würde.

Mit dieſem Entſchluß hatte er ſeine frühere Unbefangenheit und ſeinen guten Humor wieder erlangt und heiter ging er nun auf die Reden der hübſchen Ammi und ihrer luſtigen Freundin Kattrein ein, die ſich raſch mit ihrem Baſtian zu dem neuen ſchmucken Pärchen geſellt hatte.

Die Sonne war untergegangen und die Feuer ſollten angezündet werden. Doch zuerſt mußte das Rad in die Moſel getrieben und der Johannistrunk gehalten werden. Die beiden durch das Loos beſtimmten Burſche ſtanden mit dem dick mit Stroh umwundenen Rad bereit den Lauf zu beginnen. Der älteſte Mann des Orts ſollte es mit üblichem Spruch in Flammen ſetzen und dann den erſten Trunk thun. Kannen mit Wein wurden herbeigetragen und ein großes irdenes Gefäß, eine Art Humpen gefüllt. Alles hatte ſich um das Rad verſammelt. Da trat ein alter Mann hervor, ergriff mit der einen Hand den ge-

waltigen Steinhumpen und mit der andern eine brennende Strohfackel. Indem er das Rad in Brand ſetzte ſprach er:

„St. Johannes, Deine Gnad'
Treib in's Waſſer Feu'r und Rad;
Vor Feu'r und Waſſer uns bewahr
Und ſchenke uns ein gutes Jahr."

Die Burſchen ſetzten das Rad durch Drehen vollends in Flammen, dann ergriffen ſie die lange, durch die Achſe geſteckte Stange und begannen den Berg hinab und der Moſel zuzulaufen. Der Alte aber hob das Gefäß, that einen herzhaften Trunk und reichte es dann ſeinem Nebenmann. So machte der Steinhumpen die Runde, während das brennende Rad den Berg hinunter rollte.

Es war ein eigenthümliches Schauſpiel und wohl im Stande, Hubert in etwas von den Gedanken, die ihn ſo ſehr beſchäftigten, abzuziehen. Er hielt zwar Ammi im Arm, doch vermochte er nicht mit ihr zu reden von dem, was ihn erfüllte. Die kleine Kattrein blieb mit ihrem Galan dem Paar ſtets zur Seite, wie oft auch Baſt verſuchte, ſeine Schöne fortzuziehen, der arme Burſche hatte ihr gewiß Allerlei zu ſagen, was der fremde Herr nicht zu hören brauchte. Die beiden Mädchen plauderten mit

dem jungen Mann ſo heiter und unbefangen, als ob ſie ihn ſchon ſeit langer Zeit gekannt und er nicht der geſtrenge Herr Juſtitiarius ſei, als welchen ſie ihn ſehr bald errathen hatten. Keine ſeiner Reden und Anſpielungen auf das geſtrige Abenteuer ſchien man zu verſtehen und trotz der Aehnlichkeit der Züge, der Stimme, begann Hubert immer mehr zu zweifeln. Er fing ſogar in der That an zu glauben, daß er ein Märchen erlebe, daß eine ſchelmiſche Fee ihn necke und wohl auch auf die Probe ſtelle.

Lauteſter Jubel kündete, daß das brennende Rad glücklich in die Moſel gelangt ſei und nun drückten ſich Alt und Jung, Mann und Weib, freudig die Hände, ſich beglückwünſchend zu dem nunmehr ganz ſicher in Ausſicht ſtehenden guten Jahr und köſtlicher Weinernte. Auch flammten an verſchiedenen Stellen ſchon die Feuer auf und überall ſtanden die Paare bereit, den ſo bedeutſamen Sprung durch die Flammen zu wagen.

Erregt zog Hubert das Mädchen, welches leicht an ſeinem Arm hing, mit ſich fort. Das flammendſte Feuer wollte er wählen, keck das Schickſal herausfordern, oder

durch ſolche Aufregung den Sturm, den Zwieſpalt in ſeinem Innern beſchwören.

Keck ſprangen die Paare über die lodernden Feuer und jeder glückliche Sprung wurde mit lautem Jubel begrüßt. Jetzt trat Hubert mit ſeiner Schönen an eines der Feuer heran, welches über mannshoch aufflackerte und durch das noch kein Pärchen zu ſpringen gewagt. Ammi ſchreckte zurück. Doch der ungewöhnlich erregte junge Mann umfaßte ihre Taille mit kräftigem Griff und das Mädchen leidenſchaftlich an ſich preſſend, hauchte er ihr mit glühendem Tone zu:

„Durch die Flammen trage ich Dich, Du Süße, wie ich Dich erlöſen will aus Deinem verzauberten Garten, aus den Händen des böſen Dämons, der Dich gefangen hält.“

Einen lauten Angſtſchrei ſtieß Ammi aus, denn nach dem letzten Wort hatte Hubert ſie faſt gewaltſam emporgeriſſen, und die leichte Geſtalt feſt wider ſeine Bruſt gepreßt, war er mit ſeiner ſüßen Laſt kühn durch das gewaltige Feuer geſprungen.

Auch er hätte aufſchreien mögen, denn während des Sprunges hatte er den Herzſchlag des Mädchens deutlich gefühlt und es war daſſelbe Gefühl wie geſtern Nacht, als Dornröschen ihn vor der wüthenden Beſtie beſchützt.

Doch Anderes nahm ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich in Anſpruch.

Der wohl allzukühne Sprung war gelungen, unverſehrt war Ammy jenſeits der Flamme angelangt, doch Huberts Kleider, aus leichten, wohl brennbaren Stoffen gefertigt, hatten Feuer gefangen. Er fühlte ſich plötzlich zu Boden geworfen und von einer Decke, oder einem Kleidungsſtück zugedeckt. Wohl ſpürte er das Feuer an ſeinem Körper, doch auch wie es raſch erloſch, und die rettende Hülle und was ihn hielt gewaltſam zurückdrängend erhob er ſich.

Vor ihm ſtand der alte Schäfer, der ſeinen blauen wollenen Rock ihm übergeworfen und ſo die Flamme gedämpft hatte. Doch Ammi ſah er nicht mehr.

Die Gefahr für ihn war vorüber, eine andere, größere drohte ihm: Das Mädchen, welches er nunmehr beſtimmt wieder erkannt zu haben glaubte, zu verlieren.

„Wo iſt Ammi?“ rief er außer ſich, und den alten Schäfer, der ihn mit beruhigenden Worten zurückhalten wollte, von ſich ſtoßend, eilte er von Gruppe zu Gruppe, die Entſchwundene zu ſuchen — doch ohne ſie zu finden.

Von den hellen Feuern entfernte er ſich und ſpähte hinab in's Dorf, nach allen Richtungen hinaus in die Ferne. Obgleich die abendliche Dämmerung über die Gegend gebreitet lag, vermochte man doch noch zu erkennen, was in der Runde vorging. Ammi aber ſah er nicht.

Da bemerkte er, wie durch das Buſchwerk, welches die Ruinen der Zeltinger Burg umgab, ein paar Reiter auftauchten, um ſofort wieder ſeinen Blicken zu entſchwinden. Unaufhaltſam eilte Hubert in der Richtung nach den Ruinen die Höhe vollends hinan. Nun ſah er die beiden Reiter wieder, doch ſchon weit in der Ferne und nur in dunkeln Umriſſen. In vollem Laufe ſprengten ſie dahin; dennoch glaubte Hubert in dem Einen derſelben, trotz des weiten umhüllenden Mantels, eine Dame zu errathen.

„Sie war es!“ jubelte er auf, „und ich werde ſie wiederfinden.“

Da legte ſich langſam eine Hand auf ſeine Schulter, und als Hubert überraſcht ſich umwandte, erblickte er den alten Schäfer, der in ſeiner ernſten Weiſe zu ihm ſprach:

„Ruhe, junger Herr! Iſt es Gottes Wille, ſo werdet Ihr Ammi wiederſehen und klar wird Euch werden, was Euch jetzt ein Räthſel dünkt.“

Viertes Capitel.

Hans-Görgel, der Hanswurſt.

Der Schäfer hatte Recht gehabt, als er Hubert von der Ausnahmſtellung des chur-kölniſchen Amts Zeltingen inmitten chur-trier'ſcher Lande erzählt. Es war wohl der eiferſüchtige Stolz des rheiniſchen Potentaten, welcher ſeinem geiſtlichen Herrn Collegen von der Moſel zeigen wollte, daß er auf dem kleinen Fleckchen Erde ebenſo ſouverain ſei wie jener in ſeinem weiten Churſtaat, der dieſe Ungeheuerlichkeiten hervorgebracht hatte. Alles — außer Raub und Todſchlag — was in Churtrier verboten war, war im Zeltinger Amt, alſo in den beiden kleinen Ortſchaften Zeltingen und Rachtig erlaubt; was hier verboten wurde, erlaubten dagegen die chur-trier'ſchen Amts-

leute und Vögte. Doch dergleichen gab es kaum, denn Chur-Köln hütete ſich wohl irgend Etwas zu verbieten, blos um den Trierern nichts zu bewilligen. So hatte denn Zeltingen bei jeder feſtlichen Gelegenheit Krammärkte, welche den Kleinhandel der nächſten größeren Orte und Städtchen merklich ſchädigten. Alle herumziehende Gaukler, Muſikanten und Komödianten durften gegen geringe Steuer in Zeltingen ihre Buden aufſchlagen und die Bewohner der chur-trier'ſchen Ortſchaften, denen ſolche Genüſſe in ihrer Heimath verbotene Früchte waren, kamen herbei, um ſich ihre Stüber und Petermännchen abnehmen zu laſſen, wie es der alte Schäfer geſagt. Es ging dies ſogar ſo weit, daß, wenn ein Verbrecher aus Chur-Trier nach dem Zeltinger Amt flüchtete, es eher einen Krieg zwiſchen den beiden Herren Churfürſten gegeben, als daß man den Maleficanten ausgeliefert hätte. Das Amthaus in Zeltingen bildete ſogar von Altersher ein förmliches Aſyl. Dies wußten die Hauſirer, Wunder-Doctoren, Bären- und Bandenführer, Muſikanten, Komödianten, wie auch das Geſindel der verſchiedenen rheiniſchen, ſchwäbiſchen und weſtphäliſchen Kreiſe des heiligen römiſchen Reiches und

benutzten die ihnen gebotenen Freiheiten nach Herzenslust. So war Zeltingen fast nie leer von vagirenden Fremden aller Art, guter, doch mehr noch schlimmer Sorte.

Auch jetzt, zur Zeit unserer Erzählung, fehlte es an derartigen bunten Zugvögeln nicht. Das St. Johannisfest hatte Veranlassung zu einem großen Krammarkte gegeben, der vierzehn Tage gedauert, doch mit dem Festtage selbst sein Ende erreichen sollte. Der größte Theil der Hausirer war bereits am St. Johannisabend, wo das eigentliche Volksfest das Interesse der Bewohner vollständig in Anspruch nahm, abgezogen, Andere schickten sich an ein Gleiches zu thun. Zu Letzteren gehörte ein wandernder Komödianten-Prinzipal — wenn der Mann überhaupt noch diesen Namen verdiente — der seit den vierzehn Tagen den staunenden Bewohnern des Moselufers seine Haupt- und Staats-Actionen und sehenswerthe Burlesken vorgeführt hatte. Er nannte sich Hans-Görgel und agirte mit größtem Erfolg den Hanswurst, während sein Weib, mit seinen beiden Töchtern und einem fremden „Acteur", die Helden und Heldinnen und sonstige Personen der lustigen Spektakelstücke, doch keineswegs traurigen Possen tragirten.

Hans-Görgel hatte recht gute Geſchäfte gemacht, ſein ländliches Publikum durch ſeine Späße ungemein erluſtirt und ſich zugleich an dem köſtlichen Zeltinger nach Herzensluſt gelabt. Er konnte zufrieden ſein und war es auch. Auch die nächſte Zukunft ſchien ſich günſtig für ihn geſtalten zu wollen. Da war ein paar Tage vor dem St. Johannis-Abend ein Schiffer aus Köln mit einem großen Nachen nach Zeltingen gekommen, ſelbiger hatte das Gepäck des neuen Herrn Juſtitiarius gebracht, der jede Stunde eintreffen konnte. Am Johannistage ſelbſt und nach der Meſſe wollte er die Heimfahrt, die keinen Schweiß mehr koſten ſollte, antreten. Hans-Görgel hatte dieſe koſtbare Gelegenheit geſchickt beim Schopf erfaßt, einen Vertrag mit dem Schiffer Göbels abgeſchloſſen, und am Abend, wo das Volk ſich bei den Johannisfeuern erluſtirte, brachten der Hanswurſt und ſeine drei Heldinnen, im Verein mit dem nach Bedürfniß Held oder Böſewicht agirenden Acteur, die ganze Bude ſammt allen bunten Lappen und ſonſtigen zum Handwerk nöthigen Gegenſtänden in den Nachen. In einer Tour ſollte es nach der hilligen Stadt Köln, der Heimath der Frau Principalin gehen, welcher Ort ja erſt

recht ein Paradies für das luſtige Gauklervölkchen ſein mußte, wenn dies kleine Amt hier an der Moſel ſchon ein ſo vortrefflicher Boden für ihre Künſte geweſen.

An das Amtshaus, ein ziemlich geräumiges zweiſtöckiges Gebäude, ſtieß ſeitwärts ein großer Hof, von Stallungen, Scheunen und andern Baulichkeiten im Viereck umrahmt. An der Straßenſeite befand ſich ein langer ſteinerner Bau, deſſen Inneres nur einen einzigen Raum bildete und bei den vielen örtlichen Feſtlichkeiten als Schenkſtube diente. Das Amt wollte klüglich auch einen Antheil an den Vortheilen haben, welche ſeine weiſe und liebevolle Regierungsweiſe dem Ort, wie den fremden Hauſirern gewährte, und ſo bot denn die Schenkſtube beſte Gelegenheit, den ſelbſtgezogenen Wein raſch und recht gut zu verwerthen. Zwar murrten die übrigen Schenkwirthe, an denen es in Zeltingen nicht mangelte, insgeheim recht ingrimmig über dieſe gefährliche Concurrenz, beſonders da die Fremden es meiſtens vorzogen, den Wein des Amtes zu trinken, von deſſen Gnade ſie im Grunde abhingen. Doch die Mißvergnügten mußten ſich in das Unvermeidliche fügen; ſie konnten dies auch getroſt thun, da es bei ſolchen Gelegen-

heiten immer noch durſtige Kehlen genug gab, die ihnen die wohlgefüllten Keller leeren halfen.

In dieſer amtlichen Schenkſtube finden wir nun am St. Johannisabend den luſtigen Komödianten-Prinzipal Hans-Görgel. Der große Raum war faſt leer, auf den zahlreichen dunklen Eichentiſchen kein einziges Trinkgeſchirr zu ſehen. Die zinnernen Kannen, blank wie Silber, hingen faſt vollzählig an ihren hölzernen Haken und bedeckten beinahe eine ganze Wand der Stube. Alle Bewohner und Beſucher Zeltingens waren ja hinaus auf den Berg gezogen und nur Diejenigen daheim geblieben, denen der Gang zu beſchwerlich oder ganz unmöglich geweſen. Nur an einem der Tiſche ſaß eine Gruppe von ſechs Perſonen, meiſtens ältere Leute, die jedoch dem Inhalt ihrer großen Zinngefäße ſo tapfer zuſprachen, die Reden und Späße, welche laut wurden, ſo luſtig belachten, als ob ſie in ihrem kräftigſten Mannesalter geſtanden. Der Wortführer war Hans-Görgel, der Hanswurſt, der im Begriff ſtand, mit dem Schiffer Göbels noch einmal Alles, die Abreiſe betreffend, zu beſprechen. Am andern Tage in der Früh hatte der Schiffer noch mit dem jungen Herrn

Walbot zu verkehren, deſſen etwaige Botſchaften nach Köln entgegenzunehmen, und nach dem Hochamt, gegen zehn Uhr, ſollte dann die Abfahrt von Zeltingen ſtattfinden. Hans-Görgel verſprach pünktliches Eintreffen und zahlte hierauf mit drolliger Förmlichkeit, von allerlei Neckereien und Späßen begleitet und unter dem lauteſten Lachen der andern Zecher dem Schiffer die Hälfte des bedungenen Fährlohns für ſich, ſeine Bande und Bude. Noch wurde eine Kanne zur Beſiegelung des Accords und auf gute Fahrt in der Runde geleert und das Geſchäft war abgethan. „Auf Morgen um zehn Uhr!“ ſagte Schiffer Göbels, dem luſtigen Patron zum Abſchied die Hand reichend, dann verließ er die Stube.

Hans-Görgel mochte ein Mann von etwa fünfzig und einigen Jahren ſein, doch konnte man ihm ſein Alter nie recht anſehen, da er nach Belieben ſteinalt oder luſtig jugendlich zu erſcheinen vermochte. Seine verwitterten gebräunten Züge waren äußerſt beweglich wie die klug dreinſchauenden Augen und es bedurfte nur ſeines Mienenſpiels, um die Bauern in den Schenken, oder ſeine Zuſchauer auf den Märkten, vor und in ſeiner Bude, zum

Lachen zu bringen. In dieſem Augenblick war er guter Laune, er hatte in der That ein vortheilhaftes Geſchäft gemacht — das Geld, welches er dem Schiffer Göbels gezahlt, gedachte er unterwegs und noch einige Kronenthaler dazu, zurückzugewinnen! — Wäre die Schenke voller Leute geweſen, hätte er ein ſeiner würdiges Publikum vor ſich gehabt, ſo würde er gerne einige ſeiner kräftigen Späße und Poſſen zum Beſten gegeben haben. Doch es waren nur wenige und ältere Leute um ihn verſammelt, und dieſe lachten ſchon, wenn er nur den Krug hob und den Mund aufthat um zu trinken. Eine weitere Entfaltung ſeiner Kunſt war hier unnöthig und wäre Verſchwendung geweſen.

„Holla, Jungfer Marei!“ rief der Komödiant, nachdem Schiffer Göbels die Schenkſtube verlaſſen. „Eine friſche Maaß Fünfundſechsziger und aus dem Mutterfäßchen.“

„Ihr ſchmeißt ja das Geld förmlich zum Fenſter hinaus!“ warf einer der Bauern ziemlich keck und faſt herausfordernd ein. „Vorhin die ſchönen Kronenthaler dem

Göbels und nun noch eine Maaß vom Allerbeſten und Theuerſten!"

„Das iſt eben der Unterſchied zwiſchen mir und Euch, Rochus," entgegnete Hans-Görgel raſch und ſchlagfertig, indem er ſein Geſicht in pfiffige Falten legte, die überaus komiſch wirkten. „Ich mache mir ſo wenig aus dem Gelde wie der Hund aus der Bratwurſt, doch Ihr liegt darauf, Tag und Nacht, wie der Eſel auf dem Heu."

Dieſer etwas derbe Spaß wurde von den Uebrigen mit ſchallendem Gelächter aufgenommen, der abgefertigte Bauer ſchwieg und griff etwas beſchämt nach ſeiner Kanne, um hinter einem langen Zug ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Marei, die Wirthin der amtlichen Schenkſtube, eine kleine runde Alte mit freundlichem Angeſicht, brachte die verlangte Maaß vom Beſten und ſetzte ſie mit einem „Geſegnet's Gott!" vor Hans-Görgel hin. Dieſer gab ſofort ſeinem Geſicht einen andern, luſtigen Ausdruck, legte ſeinen Arm mit drolliger Galanterie um die nichts weniger

als ſchlanke Taille der Alten und ſang mit einer mehr rauhen und heiſern als ſchönen Stimme:

„Mir ſtahl mein Geld, mein' Ruh'
Dein Blick, Dein Wein ſo ſüß! —
Verſauf' ich gleich die Schuh,
Behalt' ich doch die Füß'!"

Alle lachten und die muntere Alte ſtimmte herzhaft mit ein, doch ſchlug ſie dem kecken Görgel derb auf die Finger, welche ihre Taille nicht fahren laſſen wollten, und ſagte:

„Ihr ſeid ein Schelm! Doch mit dem Weine habt Ihr Recht — das Andere aber hättet Ihr mir vor dreißig Jahren und früher ſagen müſſen."

„Das will ich meinen! damals, als der Klaus ſie in das Amtshaus heirathete, war die Marei das ſchönſte Weibsbild weit und breit!" rief nun einer der Bauern, indem er mit leuchtenden Aeuglein der Davoneilenden nachſchaute.

Das Geſpräch ging weiter und da die Späße Görgels und das Lachen der Bauern nicht aufhörten, ſo bemerkten ſie denn auch kaum den neuen Gaſt, der mitterlerweile ſich an einem Nebentiſche niedergelaſſen.

Als Marei wieder in die Küche, welche an die große Schenkstube stieß, gekommen, hatte sie einen jungen Mann in städtischer Kleidung bemerkt, der während ihrer Abwesenheit eingetreten. Sie glaubte ihn zu erkennen — es konnte nur der neue Herr Justitiarius sein, dessen Eintreffen sie jeden Augenblick zu gewärtigen hatte. Dennoch stutzte sie. Der Fremde erschien ihr für eine Magistratsperson doch etwas gar zu jugendlich. Er schaute sie so unbefangen und so heiter an, wie dies der frühere Herr Justitiarius nie im Leben gethan, daß ihr eine Frage oder ein Gruß förmlich auf den Lippen gebannt blieb.

Es war in der That Hubert Walbot, der nach seinem seltsamen Erlebniß von dem Berge herabgestiegen und in Gedanken versunken sein neues Heim aufgesucht hatte. Die Erscheinung, das Staunen der Alten gab ihm seine natürliche Heiterkeit wieder und fröhlich rief er nun der Frau zu:

„Ihr irrt Euch nicht, ich bin der neue Justitiarius, doch dies erst von morgen an, und werde ich Euch auch dann erst die nöthige ernste Amtsmiene zeigen. Heute Abend bin ich noch Hubert Walbot und frank und frei.

Deshalb gebt mir ein Glas Wein und einen Imbiß — vorausgeſetzt, gutes Mütterchen, daß Ihr die Wirthſchafterin des Amtshauſes und die Wirthin ſeiner Schenkſtube ſeid.“

Mit freudeſtrahlendem Geſichte und unter immerwährenden Verneigungen und Knixen bejahte Marei den letzten Theil der Rede. Auch ſo leutſelig hatte ſie ſich den neuen Herrn des Orts nicht gedacht, und äußerſt zungenfertig begann ſie von ihren Vorbereitungen zum Empfang des längſterwarteten vornehmen und hochwillkommenen Gaſtes zu reden, wie ſie ſeine Zimmer in Ordnung gebracht und geſchmückt, und allſogleich Eſſen und Trinken, das Allerbeſte, was Küche und Keller nur habe, hinaufſchaffen werde. Doch davon wollte Hubert nichts wiſſen. Er bedeutete Marei, ihm alles dies in die Schenkſtube zu bringen, und ohne ſich weiter an die Proteſtationen der guten Alten zu kehren, trat er die wenigen Stufen hinab, welche aus der Küche in den etwas tiefer liegenden langen Raum führten.

Recht erſtaunt blickte Hubert anfänglich ob der Leere der großen Stube drein, doch heiterten ſich ſeine Züge merklich auf, als er das luſtige Lachen der wenigen Zecher

an dem einzigen beſetzten Tiſche hörte. Ihnen lenkte er ſeine Schritte zu, grüßte ſie im Vorbeigehen, ohne von den mit Anhörern der Späße Görgels Allzuſehrbeſchäftigten nur beachtet zu werden, dann ſetzte er ſich an den Nebentiſch und harrte geduldig deſſen, was die Wirthin ihm bringen würde.

Marei ließ ihn nicht lange warten und bald prangte denn auch ein für den Ort prächtiges Nachteſſen auf der blankgeſcheuerten Platte des Tiſches. Ein köſtlicher Trunk, diesmal ganz gewiß vom Allerbeſten, fehlte nicht, und der junge Mann, der den ganzen langen Tag im Grunde nichts Ordentliches genoſſen hatte, ließ es ſich auch ganz vortrefflich ſchmecken, ſo daß er bald ſeine luſtigen Nachbarn ebenſowenig beachtete, wie dieſe ihn.

Doch auch Anderes, einen neuen Gaſt der Schenkſtube, ſah er nicht.

Nach ſeiner letzten kurzen Unterredung mit Hubert hatte Grates ſeine Heerde den Berg hinabgetrieben. Am St. Johannistage, wie an allen großen Feſttagen, war der Schäfer ſein eigener Herr. Er durfte die Schafe am Abend vorher in den Stall treiben und dort bis zum Tage

nach dem Feſte laſſen. Seine Heerde hatte der alte Mann beſorgt und war er ebenfalls ſtill und geräuſchlos in die Schenke getreten, um ſeinen Nachtimbiß zu ſich zu nehmen. Am Eingang der Stube ſetzte Grates beſcheiden ſich nieder, nicht ohne vorher den Blick über die wenigen Anweſenden gleiten zu laſſen. Er kannte ſie Alle, ſah auch den jungen Mann, mit dem er am Nachmittag und Abend ein ſo eigenthümliches Zuſammentreffen gehabt. Doch machte er keinen Verſuch ſich ihm bemerkbar zu machen, ſondern begann ruhig und ohne ſich im Geringſten um die Anweſenden zu kümmern, zu verzehren was Marei ihm dienſtfertig aufgetragen.

Der Görgel mußte recht im Zuge ſein, denn das Lachen der Bauern ſchien kein Ende nehmen zu wollen.

Hubert, der mit ſeinem Eſſen beinahe zu Ende war, horchte nun auch wieder nach ſeinen Nachbarn hin, doch wenn er auch nicht im Stande war, über die derben Späße des Hanswurſtes zu lachen, ſo entlockte die allgemeine Luſtigkeit ihm doch ein Lächeln, das er ſich nicht die Mühe gab zu unterdrücken. Plötzlich aber wurden an dem Tiſche Reden laut, die ihn faſt zuſammenfahren machten. Er

legte Meſſer und Gabel hin und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit folgte er den Reden ſeiner Nachbarn, um keines ihrer Worte zu verlieren.

Die Unterhaltung hatte dort mit einem Schlage eine ſolche Wendung genommen, daß ſie nicht allein ihn, ſondern auch noch andere Leute in ungewöhnlicher Weiſe zu berühren und zu intereſſiren ſchien.

Nach einem neuen derben Spaße Görgels hatte einer der Bauern in ſeiner Herzensfreude und um ſeinem Enthuſiasmus für den Hanswurſt irgend einen paſſenden Ausdruck zu geben, gerufen:

„Ihr ſeid doch ein Teufelskerl, Hans-Görgel, und wäret gewiß im Stande den Herrn von Beuren zum Lachen zu bringen, der ſo lange mir's denkt ſein Schloß nicht verlaſſen und wohl nie im Leben gelacht haben wird."

Hans-Görgel ſtutzte. Er ſchaute den Bauer, den er ſchon früher einmal abgefertigt und dabei Rochus genannt, mit einem extra-dummen Geſicht ſo verwunderungsvoll an, daß dieſer vor Lachen in ein heftiges Huſten verfiel und vorerſt nicht weiter reden konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Herr von Beuren?“ rief der Hanswurſt in Wahrheit überraſcht. „Den ſollte ich kennen. So hieß ja mein Capitain, unter dem ich Anno 48 den Sturm auf Maſtricht mitmachte. — Richtig! er war von der Moſel daheim — und hier hauſt er? — Holla, ſagt mir, wo er zu finden iſt; ich muß meinem ehemaligen Herrn eine Staatsviſite machen.“

Die Bauern machten große Augen, denn die Worte Görgels hatten ſie nicht wenig überraſcht. Sie rückten näher zuſammen und Derjenige, welcher zuerſt geſprochen, Rochus, ſagte endlich:

„Ihr habt alſo den gnädigen Herrn von Beuren als Capitain gekannt?“

„Freilich! als Dragoner habe ich unter ihm gedient und damals machte mein Sabel ganz andere Späße als heute mein Schnabel. Auch den Wenz, des Kapitains Diener, der mit ihm Maſtricht verließ und wohl noch bei ihm ſein wird, kannte ich wie meine Taſche, denn er war mein Stallkamerad.“

„A—ah!“ klang es jetzt mit einem Anflug von Ent-

ſetzen als Antwort auf dieſe neue und allerdings merkwürdige Mittheilung.

„Laßt mich reden!“ rief nun Rochus voller Eifer. „Ich bin dabei geweſen, als ſie die Leiche auf dem Montroyal gefunden, Anno 48. — Wer war der Wenz, der mit dem Capitain von Beuren nach der Moſel gezogen? Hier hat man dies nie erfahren können.“

Hans-Görgel hatte ſein Mienenſpiel vollſtändig eingeſtellt, die Sache ſchien ihm ernſt genug und intereſſirte ihn in gang ungewöhnlicher Weiſe.

„Halt!“ rief er, „und der Reihe nach. Zuerſt kommt Ihr, dann komme ich, Ihr ſeht, ich laſſe Euch die Ehre. Alſo — erzählt!“

Und die Bauern, welche alle den Vorfall kannten, begannen um die Wette zu erzählen: wie man vor etwa zwanzig Jahren auf dem Montroyal die Leiche eines Mannes gefunden, welche ſpäter von dem Herrn von Beuren als die ſeines Dieners erkannt worden ſei, wie der Fiſcher Joſt aus Kewenig als Thäter überführt und auch ganz ſicher gehängt worden wäre — wenn er ſich nicht früher aus dem Trarbacher Thurm ſalvirt. Alles dies

wurde in buntem Durcheinander dem horchenden Hans-Görgel vorgeplaudert, der die Leute reden ließ und dabei ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen ſchien, doch ſicher kein Wörtchen der Mittheilungen verlor. Endlich, als die ganze Affaire abgehandelt war, fragte er:

„Und ſeit jener Zeit lebt der Herr von Beuren allein auf ſeinem Schloſſe, das er kaum verläßt?“

„Halt da!“ entgegnete Rochus. „Wir haben erzählt und nun iſt's an Euch. Wer war der Wenz, der mit dem Capitain zog und auf dem Montroyal ſo jämmerlich erſchlagen wurde?“

„Zum Teufel!“ rief Hans-Görgel ungeduldig, „wer ſoll's anders geweſen ſein als ein Dragoner aus der Schwadron des Herrn Capitains? Er hieß Wenz und war ebenfalls an der Moſel — wie nannte er doch das Neſt? bei Trarbach lag es, ſo glaub' ich — daheim. Iſt er erſchlagen worden, ſo hat er nur gekriegt, was ihm längſt gebührte; er war ein böſer Burſche, der in den Kriegen ſchlimmer als der Schlimmſte gehauſt. Nun wißt Ihr Alles, was ich von ihm ſagen kann, und erzählt mir jetzt mehr von dem Herrn von Beuren.“

Solche Antwort ſchien die Andern nicht allzuſehr zu befriedigen, doch vermochten auch ſie dem neugierigen Hans-Görgel nicht viel mehr zu berichten. Herr von Beuren halte ſich ſeit jener Zeit auf ſeinem Schloſſe auf, das noch Niemand, außer dem Manne der ihm diene, betreten. Nur ſeine Tochter lebe bei ihm, ein junges Mädchen, das man nur Sonntags in der Kirche zu Beuren zu Geſicht bekäme.

Dies war Alles was man dem Neugierigen weiter noch ſagen konnte.

„Na, mir wird der Capitain wohl ſeine Thüre öffnen," murmelte Hans-Görgel vor ſich hin. Dann rief er laut: „Nun ſagt mir noch Eines, Ihr Leute, wie weit iſt es bis zu ſeinem Schloſſe?"

„In drei tüchtigen Stunden könnt Ihr nach Beurenhof gelangen," antwortete Rochus, „wenn Ihr Euch auf der Höhe halten wollt und — den graden Weg finden könnt. Ueber Bernkaſtel braucht Ihr deren aber wohl vier bis fünf, doch die Straße iſt ſicherer."

„Alle Teufel!" ſchrie jetzt der Hanswurſt auf. „Mein Hab und Gut, meine Paläſte, Schlöſſer, goldene Kleider und Waffen, ſind ja bereits eingeſchifft! Das hätte ich

wiſſen ſollen, da wäre ich lieber noch ein paar Tage hiergeblieben. Meinen alten Capitain muß ich indeſſen ſehen und ſprechen, koſte es was es wolle."

„Da will ich Euch einen guten Rath geben," entgegnete der frühere Sprecher. „Wenn Ihr mit Tagesanbruch aufbrecht, könnt Ihr gegen acht Uhr in der Früh im Schloſſe ſein. Haltet Ihr Euch dort auch zwei volle Stunden auf, ſo erreicht Ihr Trarbach immer noch gegen Mittag und werdet dann wohl noch ein Stündchen auf den Schiffer Göbels zu warten haben, denn der Weg zu Waſſer von hier nach Trarbach iſt weit, die Moſel geht verteufelt krumme Wege."

„Danke, weiſer Salomon, ſo will ich's halten," rief Hans-Görgel mit einer entſetzlichen Grimaſſe. „Wenn ich wiederkehre, ſollt Ihr Alles erfahren, was ich bei meinem ehemaligen Capitain geſehen und gehört, gethan und ausgerichtet habe."

„Und wann kommt Ihr wieder zu uns an die Moſel?"

„Beim nächſten Feſt, zur Marien-Octave, die wunderbarer Weiſe bei Euch einen ganzen Monat dauert. — Glückliches Volk!"

„Ganz richtig! von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt, vom 15. Auguſt bis 15. September.“

„Und nun Gott befohlen, Ihr Leute! Ich muß heim und mich auf's Ohr legen — doch vorher dem Hahn die Kehle anfeuchten, damit er beſſer krähen kann und mich zeitig weckt.“

Damit ſtand Hans-Görgel auf und nahm zugleich mit gewandtem Griff einem der Zecher die gefüllte Kanne vor der Naſe weg, ſchob ſie unter den Arm und ging mit theatraliſch-majeſtätiſchen Schritten zur Thür hinaus, um ſein Nachtlager aufzuſuchen, das ſich in einem Schuppen der weitläufigen Seitengebäude des Amthauſes befand.

Wenn die Unterredung auf Hubert einen ganz ungewöhnlichen Eindruck gemacht haben mußte — ſie hatte ihm ja, ſo zu ſagen, den Schlüſſel des Geheimniſſes, welches ihn ſo ſehr beſchäftigte, gegeben! — ſo ſchien dies bei dem andern ſtillen Gaſte in noch höherem Grade der Fall geweſen zu ſein. Der Schäfer Grates hatte, als das luſtige Geſpräch plötzlich jene ernſte Wendung genommen, ſeine Gabel hingelegt und unbeweglich mit ſtarrem Blick der Mittheilung des Komödianten gehorcht. Jetzt ſaß er

da, das Haupt auf die Bruſt geſenkt. Er mußte in tiefes Sinnen verſunken, oder gar eingeſchlafen ſein, denn unangerührt blieb das Eſſen, wie der Wein in der mächtigen zinnernen Kanne vor ihm ſtehen.

Die Bauern aber zeigten keine Luſt, das intereſſante Thema fallen zu laſſen, denn immerfort plauderten ſie von der alten Geſchichte, in welche jetzt wieder etwas Licht gekommen. Sie zerbrachen ſich vergebens die Köpfe darüber, wer denn eigentlich der Wenz, der Diener des Herrn von Beuren hätte ſein können, der in hieſiger Gegend daheim geweſen? Es gab der Ortſchaften um Trarbach ſo viele und der Name Wenz, oder Wenzel, war an der Moſel ſo häufig, wie die jungen Burſche zahlreich waren, welche früh die Heimath verließen, um ſich anwerben zu laſſen, oder auf andere Weiſe in der Fremde ihr Glück zu verſuchen.

Endlich wurde wieder des Thäters erwähnt.

„Der Fiſcher Joſt hat ja ein Kind, ein Mädchen hinterlaſſen, was iſt aus dem geworden?“

So fragte einer der Bauern, dem der Vorfall wohl nicht ſo bekannt ſein mochte, als den Uebrigen.

„Da mußt Du die Marei fragen," entgegnete Rochus, doch mit flüſterndem Tone und einem Seitenblick auf die Thüre zur Küche, in der die kleine runde Geſtalt der Genannten ſichtbar geworden. „Die könnte es Dir am beſten ſagen. Sie ſpricht aber nicht gerne davon, denn ſie iſt ja die Schweſter der verſtorbenen Frau des Joſt. Doch die Geſchichte iſt allbekannt. Eine Nachbarin, die Frau des Holländer-Rickes, hatte ſich des armen Dings angenommen, bis eines Tages, kurz nach der Flucht des Joſt, die Marei kam, das Kind reklamirte, um es zu Verwandten zu bringen, die hochoben auf dem Hunsrück wohnten. Und das war klug, denn dort war die Blutthat nicht bekannt geworden, und das Mädchen, einmal herangewachſen, durfte hoffen, nicht in die Mäuler der Leute zu kommen. Es hat aber nichts geholfen, die Vorſicht war unnöthig, denn der arme Wurm iſt, kaum ein Jahr alt, ſelig verſtorben, und ſo war es am Beſten."

Mittlerweile war draußen ein Singen und Jubeln laut geworden, das immer mächtiger anſchwoll und ſich zu nähern ſchien. Die Leute, Jung und Alt, kehrten von den Bergen zurück, und bald durfte die leere Schenkſtube

neue Gäſte erwarten. Hubert war nicht mehr in der Stimmung fröhliches Geplauder mit anzuhören, oder ſelbſt Theil daran zu nehmen. Das Gehörte beſchäftigte ihn zu ſehr. Deshalb erhob er ſich, um die Stube zu verlaſſen und ſeine eigene Kammer aufzuſuchen. Beim Ausgang angelangt, erkannte er den Schäfer und ſchon wollte er freudig auf ihn zu, um ihm zu ſagen, wie er des Räthſels Löſung gefunden zu haben glaubte, als er bemerkte, daß Grates ſchlafe. Einen Augenblick betrachtete er die zuſammengeſunkene Geſtalt des alten Mannes mit den bleichen Zügen, dann ſchritt er leiſe vorüber und in das Innere des Amtshauſes, wo Marei ihn dann in die für den neuen Herrn Juſtitiarius hergerichteten Zimmer des oberen Stockwerks führte.

* * *

Als am andern Morgen, mit Tagesanbruch und dem erſten Hahnenſchrei Hans-Görgel ſeine einfache Schlafſtätte und das Haus verließ, um ſeine Wanderung, oder vielmehr Suche nach dem Schloſſe Beurenhof anzutreten, ſtieß er auf den Schäfer Grates, welcher ihm mit wenigen Worten ſagte, daß auch er oben auf der Höhe zu thun

habe und ihm als Führer dienen wolle. Görgel nahm dies Anerbieten freudig an, und bald ſchritten die beiden Männer den Berg hinan und in den friſchen Morgen hinein, anfangs ſchweigſam, doch endlich in ein Geſpräch gerathend, das einen Gegenſtand behandelte, der ſie Beide gleich mächtig intereſſiren mußte.

Von dem Capitain von Beuren redeten ſie und von ſeinem erſchlagenen Diener, dem Dragoner Wenz.

Fünftes Capitel.

Auf Schloß Beurenhof. — Rückblicke.

Am ſelben Sonntag Morgen, wo dem Schloſſe Beurenhof ein ſo eigenthümlicher Beſuch bevorſtand, ſaß der Herr von Beuren gedankenvoll in ſeinem Lehnſtuhl. Er hatte ſich als eigentlichen Wohnraum die beiden Zimmer des Seitenflügels erwählt, welche der frühere Beſitzer des Schloſſes inne gehabt, trotzdem — oder vielmehr gerade deshalb, weil ſie die einfachſten der Gemächer geweſen.

Seit der vergangenen Nacht, wo der kecke Fremde ſo unerwartet in ſeine Abgeſchloſſenheit gedrungen, hatte ſich des Herrn von Beuren eine Unruhe bemächtigt, deren eigentliche Urſache er ſich abmühte zu finden Zwanzig Jahre lang hatte er Zeit gehabt, ſich als Herr und Gebieter zu fühlen und die alten Vorfallenheiten zu ver-

geſſen; wer konnte ihm heute noch etwas anhaben? So dachte er in finſterm Trotz, und dennoch — dennoch fühlte er ſich in ungewöhnlicher Weiſe beengt und beunruhigt. Zu der unerwarteten Erſcheinung des Fremden war noch ein anderer Umſtand getreten, der ihn aufregte. Während er früher meiſtens allein in ſeinem Schloſſe und dem öden Garten umhergewandelt, nie darnach gefragt, was Ammi in dieſem ſtreng begrenzten und auch wohlbewachten Bezirk trieb, ſelbſt wenn er ſie oftmals den ganzen Tag nicht zu ſehen bekam, hatte er geſtern mehrere Male und immer ungeduldiger nach ihr gefragt und verlangt. Sein Diener Nickel hatte anfänglich ausweichend geantwortet, dann aber einen erfolgloſen Verſuch gemacht, das Mädchen in dem weiten Garten aufzufinden und endlich von dem immer mehr aufbrauſenden Schloßherrn den Auftrag erhalten, ſie unter allen Umſtänden und ſo ſchnell als möglich herbeizuſchaffen. Ohne weitere Bemerkung hatte ſich Nickel entfernt und nun war Stunde um Stunde vergangen, ohne daß die Geſuchte oder der nach ihr ausgeſchickte Diener wiederkehrte. Der Unmuth des Herrn war in hellen Zorn übergegangen, harte Worte, Verwünſchungen gegen die

Pflichtvergeſſene, die ganz gewiß das Schloß ohne ſeine Erlaubniß verlaſſen, ſtieß ſein Mund aus, doch alles dies fruchtete nichts, Ammi wollte nicht erſcheinen. Stille blieb es um ihn her; er wußte ſich ganz allein in dem weiten Gehöft und zum erſten Mal ſeit langer Zeit empfand er ſeine Einſamkeit in drückendſter, beängſtigender Weiſe. Als endlich die Nacht herangekommen, ohne das Mädchen in ſeine Nähe zu führen, da ließ er ab von ſeinem ingrimmigen Zürnen und geſenkten Hauptes, als ob ein Froſt ihn ſchüttele, ſchritt er mit wankenden Schritten in ſein Schlafzimmer. Endlich hörte er die Eingangsthür des Schloſſes öffnen und ſchließen, dann leiſes Geräuſch in den Gängen: die Verſchwundene war zurückgekehrt. Noch einmal loderte der Zorn in dem finſtern Manne auf, doch war es zu ſpät, Ammi jetzt zur Rede zu ſtellen — morgen ſollte dies geſchehen — und in etwas durch den Gedanken beruhigt, daß ein anderes menſchliches Weſen außer ihm in dem weiten, öden Gebäude weile, verſuchte er zu ſchlafen.

Vergebens! der Schlaf, der ihm ſo nothwendig geweſen, floh ihn und ſeit Jahren wieder zum erſten Mal

ſtieg in der Stille der Nacht ſein vergangenes Leben in grellen Bildern vor ſeinem inneren Auge auf.

Was hatte er gewagt — und was dafür erreicht?!

Vor keiner Unthat hatte er zurückgeſchreckt und von einem wahrhaft dämoniſchen Glück begünſtigt, ſich am Ziel ſeiner ſündigen Wünſche gewähnt, als er erleben mußte, daß plötzlich das ganze Gebäude ſeines geträumten Glückes zuſammenbrach, durch ſeine eigene Schuld, ſeine eigene Schwäche. Und er hatte ſich doch ſo ſtark gegen Alles gerüſtet gewähnt!

Ein keuchendes Hohnlachen ſtieß er aus, das ſeltſam durch die ſtille Schlafſtube hallte, als die Gedanken des Ruheloſen ihm dies ſagten. —

Er ſah ſich wieder am Anfang ſeiner Laufbahn als Herr von Beuren. Dem Nickel, den er als zuverläſſig zu erkennen geglaubt, hatte er ohne langes Beſinnen Schloß und Alles übergeben, dann war er, mit Gold überreichlich verſehen, zu Pferde geſtiegen und hinaus in die weite Welt geritten, um an einem andern Orte, in irgend einer großen Stadt, das Leben zu genießen, den Becher der Luſt in vollen Zügen zu leeren. Stolz, voll kecken Le-

bensmuth hatte er Beurenhof verlaſſen, doch bald, nach wenigen Monden war er zurückgekehrt, um Jahre gealtert, finſter und faſt wie gebrochen an Körper und Geiſt. Nach der Kaiſerſtadt Wien war er gezogen und dort auf dem beſten Wege geweſen, dem Namen von Beuren ein gewiſſes Anſehen in den Kreiſen der lebensluſtigen und verſchwenderiſchen Cavaliere zu verſchaffen, als plötzlich etwas geſchah, das ihn gewaltſam, gleichſam mit eiſerner Fauſt wieder zurück in ſeine Nichtigkeit, in eine ewige qualvolle Oede ſchleuderte. Der Marſchall Moritz von Sachſen, der Eroberer von Maſtricht, war nach geſchloſſenem Frieden mit mehreren Offizieren ſeines Heeres in Wien angelangt. Er erfuhr die Anweſenheit ſeines früheren Capitains von Beuren und einige Herren ſeines Gefolges hatten ſich nach deſſen Wohnung begeben, um den ehemaligen Kameraden zu begrüßen und für den folgenden Tag in das Quartier des Marſchalls zu laden. Der Geſuchte war nicht daheim, erfuhr aber nur zu bald Alles und welcher Gefahr er durch einen glücklichen Zufall entgangen. Ein paniſcher Schrecken erfaßte ihn und als die franzöſiſchen Offiziere am andern Tage wiederkehrten,

war Herr von Beuren verſchwunden. Dringende Geſchäfte vorſchützend, hatte er Wien noch in derſelben Nacht verlaſſen.

Was ihm in Wien begegnet, konnte ihm überall begegnen, ſo dachte er, als er die Heerſtraße dahintrabte. Nach München wollte er; in der Reſidenz des jungen bayeriſchen Churfürſten Max Joſeph gedachte er wieder zu finden, was er in Wien aufgegeben. Doch je näher der Stadt, je ſtärker befiel ihn die Furcht einer gleichen Entdeckung wie in Wien ausgeſetzt zu ſein und — er ritt weiter. Nicht einmal durch die Stadt wagte er ſich, ſondern auf Nebenwegen ſuchte er Augsburg zu erreichen. Auch hier, in der reichen Kaufmannsſtadt, konnte er Vergnügen in Fülle finden, doch plötzlich fiel ihm ein, daß einer der Kameraden des Regiments ein Augsburger geweſen, dem er alldorten wohl leicht begegnen konnte.

Weiter! — weiter trieb es ihn!

Wie von einer unſichtbaren Macht getrieben, ſetzte er ſeine Reiſe fort, immer finſterer brütend, zerfallener mit ſich ſelbſt. Endlich vermied er ſogar jede Stadt, jeden

größeren Flecken, und auf Umwegen gelangte er, nach manchen Mühseligkeiten, wieder an die Mosel und nach Schloß Beurenhof. Nickel erschrack, als er seinen Herrn so unerwartet und verändert wiedersah, Furcht überkam ihn vor dem finstern Manne mit dem bösen, unheimlichen Blick. Doch dieser achtete des Dieners anfänglich nicht. Er dachte nur an sich und daß er endlich in Sicherheit sei. In dem eigenen Hause fühlte er sich wieder wohler und Nickels Befürchtungen erwiesen sich als grundlos.

Bald gewann das einsame Schloß etwas mehr Leben. Nickel mußte Maurer dingen und die Mauer des weitläufigen Gartens und Parks wurde in ungewöhnlicher Weise erhöht, jeder Ausgang, bis auf ein kleines Pförtchen, vermauert. Durch diese festungsartige Einschließung seines Eigenthums und ein paar riesige Hunde, die er sich zu verschaffen gewußt, glaubte er seine Person vor allen Zudringlichen geschützt. Der Pfarrer des nahen Dorfes war mittlerweile gestorben und durch einen jüngern Amtsbruder ersetzt worden; zu diesem sandte Herr von Beuren seinen Diener Nickel mit einem ganzen Pack Acten und Urkunden, seine Ländereien betreffend, und durch mündliche

Mittheilung übertrug er dem geiſtlichen Herrn die Verwaltung der Güter des Schloſſes.

Noch eine andere Veränderung ging vor.

Nickel erhielt den Auftrag, Marei, die Wirthſchafterin des Zeltinger Amtshauſes, nach Beurenhof zu bringen. Dieſe hatte eine lange Unterredung mit dem Schloßherrn und kehrte dann wieder heim, ohne daß der überraſchte Diener, trotz aller Mühe und alles Kopfzerbrechens, erfahren konnte, welche Bewandtniß es mit dieſem ſeltſamen Beſuch gehabt. Wenige Wochen ſpäter erſchien eine fremde Bauersfrau mit einem kleinen Kinde von etwa einem Jahre vor dem Schloßthor und verlangte den Herrn von Beuren zu ſprechen. Zum größten Erſtaunen Nickels hieß ſein Herr die Fremde nicht allein eintreten, ſondern er ließ ihr auch ein Zimmer anweiſen, mit dem Bemerken, daß die Frau mit dem Kinde fortan das Schloß bewohnen würde. Als einſtens Nickel ſeinem Herrn, da er denſelben gerade bei guter Laune wähnte, kecklich die Frage ſtellte, wer die kleine Ammi, ſo hieß das Kind, denn eigentlich ſei, entgegnete ihm Herr von Beuren mit einem

höhniſchen Grinſen: „Meine Tochter!“ und mit ſtrengem Wort fügte er hinzu, daß er ſie als ſolche gehalten wiſſen wolle.

Ob Nickel dies geglaubt, dürfte zu bezweifeln ſein; ſein Unglaube nützte ihm indeſſen auch nicht viel, denn er erfuhr nichts mehr, auch von der Frau, welche das Kind pflegte, nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieſe ſelber nichts wußte.

So gewöhnte ſich Nickel endlich daran, die kleine Ammi, die nach und nach ein eben ſo hübſches als liebes kleines Mädchen wurde, als die Tochter ſeines gnädigen Herrn von Beuren zu betrachten und zu behandeln. Mit der Zeit liebte er ſie ſogar ſo ſehr, als ob ſie ſein eigenes Fleiſch und Blut geweſen und ſein Leben hätte der Mann für ſie hingegeben. Das Kind vergalt ihm dieſe Zuneigung reichlich. War er doch, außer dem Manne, den ſie Vater nannte und der Frau, welche ſie pflegte, das einzige Weſen, mit dem ſie während der erſten Jahre ihrer Kindheit in Berührung kam.

Als Ammi etwa ſieben Jahre zählte, erſchien eines Tages die Marei wieder im Schloſſe, doch hatte ſie dies-

mal ihr Töchterchen, die kleine Kattrein, mitgebracht, welche Ammi für den ganzen Tag als Geſpielin zugewieſen wurde. Das einſame Mädchen war glücklich über die neue muntere Gefährtin und beide Kinder, die faſt gleichen Alters waren, ſpielten luſtig in dem großen, etwas verwilderten und dennoch ſo ſchönen Garten. Der Abſchied am Abend war ſchwer, doch Kattrein ſollte wiederkommen, regelmäßig die Woche zweimal, damit tröſtete ſich Ammi. Zur ſelben Zeit ließ Herr von Beuren ſein Kind durch Nickel dem Pfarrer zuführen, damit dieſer ſie in Allem unterrichte, und nun begann für die kleine Ammi ein neues Leben. Mit größtem Eifer lernte ſie und las daheim die Bücher, die ſchönen Geſchichten und Märchen, welche der Lehrer ihr gab. Kam aber der Tag, wo Kattrein ſie beſuchte, dann hatte das ſchönſte Buch keinen Reiz mehr für ſie, und mit ihrer jungen Freundin ſpielte und lachte ſie nach Herzensluſt.

Herr von Beuren ſchien ſich wohl des Kindes zu freuen, doch gab er dieſem Gefühl, wenn es wirklich in ihm lebte, oder auftauchte, keinerlei Ausdruck. Finſter und ſchweigſam ſchritt er durch Haus und Garten und

oftmals blieb er ganze Tage in seinem Zimmer, das Kind und die beiden Dienstleute sich selbst überlassend.

Kein fremder Fuß betrat das Schloß; mit Niemanden, außer den Genannten, verkehrte er. Einsamkeit und Stille herrschte allenthalben, öde, verschlossen waren die meisten Gemächer und der Garten verwilderte immer mehr und mehr, weil eines Mannes Kräfte nicht hinreichten, um ihn nur einigermaßen in Ordnung zu halten. So kam es denn, daß des Schlosses Beurenhof und seines Gebieters von den spärlichen Bewohnern der Umgegend mit einem Gemisch von Furcht und Neugierde gedacht wurde, während man weiter im Lande kaum etwas von Beiden zu wissen schien. Niemand hatte seit Jahren den Schloßherrn gesehen und auch Niemand Lust ihm zu begegnen. Von seinem einzigen Diener Nickel, seiner Tochter Ammi erfuhr man nichts über ihn und so war der reiche Herr von Beuren so gut wie verschollen, für die Außenwelt gleichsam lebendig begraben.

Doch es sollte noch einsamer auf Schloß Beurenhof werden.

Als Ammi etwa vierzehn Jahre alt und ein bildſchönes Mädchen geworden, das trotz ihrer einſamen Jugend, ſich eine fröhliche Heiterkeit zu bewahren gewußt; als ſie das heilige Abendmahl in der Kirche des Orts von ihrem Lehrer, dem würdigen Herrn Pfarrer, empfangen hatte, wurden die zeitweiligen Verhältniſſe im Schloſſe mit einem Schlage und durch ein Machtwort des Herrn von Beuren vollſtändig andere. Die ſtille Frau, welche bis jetzt bei Ammi geweſen, verließ das Schloß; Niemand erfuhr wohin ſie gezogen, oder Herr von Beuren ſie gebannt, und Ammi ſah ſie nie wieder; die Beſuche der muntern Kattrein hörten auf und der Unterricht bei dem Herrn Pfarrer war für Ammi ebenfalls zu Ende. Dafür führte ihr Vater ſie eines Tages in ein großes Gemach, welches bis dahin für ſie verſchloſſen geweſen. Ringsum an den Wänden prangten auf bemalten und vergoldeten Geſtellen zahlreiche Bücher in prächtigen Einbänden und von jedem Format. Dies Alles ſollte ihr gehören. Ammi war freudig überraſcht und mit Hülfe des treuen Nickel reinigte ſie die Bücher von dem vieljährigen Staube und begann mit jugendlichem Eifer ihren

Inhalt zu durchfliegen. Hierdurch empfand ſie die Abweſenheit ihrer beiden ſeitherigen Gefährten weniger. Doch nur zu bald fühlte das arme Mädchen eine Leere in ihrem Daſein, welche die Bücher, die ſchönſten Geſchichten und Märchen nicht auszufüllen vermochten. Oftmals ſaß ſie in dem ſtillen Garten auf dem Lieblingsplätzchen in Sinnen verſunken, von einem unbeſtimmten Sehnen erfüllt. Dann beſchlich ſie eine tiefe Wehmuth, die nur durch Thränen Linderung fand. Die Roſen ihrer Wangen erbleichten nach und nach und das ſonſt ſo fröhliche Mädchen ſchien bald vollſtändig verwandelt.

Nickel beobachtete ſie fortwährend. Er fühlte inniges Mitleid mit dem lieben armen Kinde und beſchloß ihr zu helfen. Eines Tages trat er an Ammi heran und forderte ſie, geheimnißvoll lächelnd, auf, ihm zu folgen. Durch den Garten führte er das erſtaunte Mädchen zu einem zwiſchen Hecken und Bäumen verſteckt liegenden Pavillon, den Ammi bisher nicht gekannt. Er öffnete die verſchloſſene Thüre und Beide traten ein. Es war ein hübſches Gemach, reichlich mit Möbeln ausſtaffirt. Auf einem Toilettetiſch lagen einfache Bauernkleider, wie man ſie auf

dem Hunsrück trug. Lächelnd, doch dringend bedeutete Nickel das Mädchen sich umzukleiden, während er sie draußen erwarten werde. Dann händigte er ihr den Schlüssel der Thüre ein und verließ den Pavillon.

Ammi that wie der Mann ihr geheißen und bald erschien sie wieder, in ihrem Aeußern vollständig verändert. Nun führte Nickel sie durch den Park zu dem kleinen Pförtchen in der Mauer. Die gewaltige Schelle, welche dort angebracht war, gab keinen Ton — vorsorglich hatte Nickel sie vorher mit Tuch umwickelt — und einen Augenblick später waren Beide im Freien. Vor Freude jauchzte das Mädchen auf und weinend fiel sie dem wackern Mann um den Hals, um ihm zu danken, dann schritten sie weiter.

In einiger Entfernung grasten eine Heerde Schaafe und in ihrer Nähe zwei Pferde. Letztere gehörten dem Schloßherrn und Nickel ritt sie stets zur Tränke, wie in's Freie, damit den Thieren, die Herr von Beuren nie bestieg, in etwas die nöthige Bewegung werde. Ein alter Mann mit bleichem Gesicht und grauem Barte hütete sie. Ammi kannte ihn wohl, den Schäfer Grates, der ihr so

oft, beinahe immer begegnet war, wenn ſie früher zu ihrem Lehrer, dem Herrn Pfarrer gegangen. Der Mann zeigte keinerlei Ueberraſchung, ſondern begrüßte ſie mit ſtiller Freude, half ihr auf das Pferd, während Nickel das andere beſtieg. Nun ging es fort, eine Zeitlang über die ſtille Höhe, dann bergab. Endlich langten ſie bei einem alten verfallenen Gemäuer an, aus dem mit lautem Jubelruf ein junges Mädchen der Reiterin entgegen trat. Ein Schrei der Ueberraſchung, dann lag Ammi, vor Freude weinend, in den Armen ihrer Jugendgefährtin, der muntern Kattrein.

Ungeſehen gelangten Nickel und Ammi am Abend und auf demſelben Wege wieder in das Schloß. Herr von Beuren hatte die lange Abweſenheit ſeiner Tochter nicht bemerkt. Von dieſer Zeit an wurden dieſe heimlichen Ausflüge nach den Ruinen der Zeltinger Burg ſehr oft bewerkſtelligt und Ammi wagte es endlich ſogar mit ihrer Freundin Kattrein hinab in den Ort, zu der alten Marei zu gehen und ſich unter die Bewohner Zeltingens zu miſchen. Man kannte ſie nicht, und von Kattrein eingeführt, galt ſie als eine Freundin aus einem entfernten

Dorfe auf der Höhe des Hunsrück. Immer und an den verſchiedenſten Orten traf ſie den alten Schäfer Grates, bei dem ſie plaudernd manche Stunde verbrachte und der ſtets Gelegenheit fand das Mädchen zu warnen, wenn irgend etwas ſich ereignete, oder ihr nahe war, das eine Entdeckung befürchten ließ.

Raſch gewann Ammi ihre frühere Heiterkeit, ihr blühendes Ausſehen wieder, zur größten Freude des wackern Nickel und ihres ſeltſamen Beſchützers, des bärtigen Schäfers des Zeltinger Amthofes. Herr von Beuren ahnte nichts von dieſen heimlichen Beſuchen, er blieb finſter und verſchloſſen wie immer, auf ſich und ſeine Gedanken angewieſen in ſeinem öden Schloſſe und Garten, ſich nur dann um ſeine kleine Umgebung kümmernd, wenn die Tagesgewohnheiten ihn mit derſelben in Berührung brachten.

So vergingen wieder mehrere Jahre und während Ammi trotz ihres ſcheinbar ſo einſamen Daſeins ein neues friſches Leben zu beſeelen ſchien, wurde der Schloßherr immer düſterer, hinfälliger und wohl auch — unglücklicher. Das freundliche Weſen Ammi's, ihre Nähe, ſchienen ihm

einige Beruhigung, wohl auch Freude zu gewähren, obgleich er dies nicht laut oder ſichtbar werden ließ. Sprach das Mädchen auch in ihrer ſtillen Freude Worte der Liebe zu dem finſtern Manne, den ſie Vater nannte — zu dem ſie aber wohl nie die wirkliche Liebe eines Kindes empfunden — ſeine Blicke erheiterten ſich nie, wenn er dabei gewiß auch etwas empfinden mochte, das ſein gequältes Innere mit einem Freudenſchein erhellte. Nur wenn er brütend mit ſeinem Lieblingshunde, Pluto, der ihn faſt nie verließ, in ſeinem Zimmer ſaß und Ammi draußen hantirte, mit heller Stimme und zur größten Ueberraſchung des Aufhorchenden ein fröhliches Volkslied ſang, das ſie unten an der Moſel von den Mädchen gelernt, dann heiterte ſich das fahle Antlitz auf und die Züge überflog ein Lächeln. Dann ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl, zuſammengekauert, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, dem zu ſeinen Füßen kauernden Pluto durch Geberde und Blick Stille befehlend, athemlos horchend, damit kein Ton des Geſanges, kein Wort des Liedes ihm entgehe, und eine ſeltene Freude empfand er, die wie Balſam die Schmerzen ſeiner todtwunden Seele kühlte.

Endlich aber begann er Verdacht zu ſchöpfen. Die erwachte Luſt an dem Mädchen wurde zum Verräther. Er fing an die langen Abweſenheiten Ammi's zu bemerken, er ſehnte ſich nach ihrem Anblick, verlangte nach ihr, ſuchte ſie oftmals, ohne ſie finden zu können und nun erwachte ein neuer Zorn in ihm, der nur zu bald ſchlimmſte Nahrung finden ſollte.

Eines Abends vermißte er Ammi; die Nacht kam heran und noch immer zeigte ſie ſich nicht. Er ſuchte ſie im ganzen Schloſſe — vergebens! Ammi war nicht da, doch war ſie auch nicht draußen bei ihrer Freundin. Auf ihrem Lieblingsplätzchen im Garten hatte ſie geſeſſen und geträumt und war dann eingeſchlafen. Da trat Herr von Beuren mit ſeinem Hunde hinaus in den Garten. Es war eine helle Mondnacht und bald hatte er die Geſuchte gefunden, doch auch den fremden Eindringling, der da heimlich über die Mauer geſtiegen und ſich bei ihr befand.

Was weiter geſchehen, wiſſen wir.

Am andern Tage hatte Herr von Beuren Ammi über das nächtliche Ereigniß zur Rede ſtellen wollen, dies jedoch immer von einem Augenblick zum andern verſchoben.

Er zürnte dem Mädchen, glaubte ein Recht dazu zu haben, und dennoch empfand er ihr gegenüber zum erſten Male eine Scheu, die ihn nicht zu einer harten Rede kommen laſſen wollte. Auch dachte er immer, daß das Betragen Ammi's eine Veranlaſſung geben würde ſeinem Unmuth Luft zu machen, doch dies war nicht der Fall. Das Mädchen war ungewöhnlich ruhig und geberdete ſich, als ob am Abend vorher nichts vorgefallen wäre. Als er endlich am Nachmittag mit Gewalt eine Erörterung herbeiführen wollte, war Ammi nicht da und auch nirgends zu finden.

Herr von Beuren ſah ſie an dieſem Tage nicht wieder. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sechstes Capitel.

Auf Schloß Beurenhof. — Der Hanswurſt agirt eine tragiſche Rolle.

Eine lange Weile mochte Herr von Beuren lautlos und in ſich gekehrt in ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen haben, wohl mit denſelben Gedanken beſchäftigt, die ihn in vergangener Nacht gequält und wir zu Anfang des vorigen Capitels angedeutet. Da wurde der Hund, der langgeſtreckt ihm zu Füßen lag, unruhig. Ein leiſes, wenn auch kein drohendes Knurren ließ er hören und wandte den Kopf nach der Thüre, welche aus dem Zimmer in den Salon führte. Nun wurde dort ein Geräuſch von leichten Schritten hörbar. Es konnte nur Ammi ſein und mit raſchem Entſchluß hob ſich der finſtere Mann aus ſeiner zuſammengekauerten Stellung.

„Ammi!“ rief er mit ſtarker Stimme, und im folgenden Augenblick öffnete ſich die Thüre, unter welcher das Mädchen erſchien. Ihr Antlitz drückte Erſtaunen aus, denn ſie glaubte ſich kaum des Tages zu erinnern, wo ihr Fuß das Zimmer des Pavillons betreten.

„Tritt näher!“ herrſchte von Beuren ſie barſch an, „und antworte mir. Du haſt geſtern, meinem ſtrengen Befehl entgegen, das Schloß verlaſſen.“

Das friſche Roth der Wangen Ammi's verſchwand für einen Augenblick, doch furchtlos ſchaute ſie Herrn von Beuren in das drohende Antlitz, ſo daß dieſer langſam den Blick wegwenden mußte. Dabei antwortete ſie mit feſter Stimme:

„Ja!“

„Wo biſt Du geweſen?“

Eine kleine Pauſe, dann klang es: „Unter Menſchen.“

Herr von Beuren fuhr ſichtlich zuſammen. Dieſe Antwort hatte ihn nicht allein ſchmerzhaft getroffen, ſondern auch ſeinen Zorn auf's Neue entfacht.

Mühſam, mit zuſammengebiſſenen Zähnen ſtieß er hervor:

„So haſt Du wohl auch — den Fremden wiedergeſehen, der wie ein frecher Dieb bei mir eingedrungen?“

Purpurroth wurde das Mädchen, doch raſch entgegnete ſie:

„Ich kann und will nicht lügen und ſomit bejahe ich auch dieſe Frage. — Doch ein Dieb iſt er nicht!“

Eine höhniſche Lache, die grell durch das Zimmer klang, ließ Herr von Beuren hören, dann rief er:

„Er iſt am Ende wohl gar ein Prinz, den ich mit gekrümmtem Rücken, den Hut in der Hand, hätte empfangen ſollen, als er über die Mauer geſtiegen? Ein nichtswürdiger Einbrecher iſt er, der verdient hätte zu hängen!“

„Er iſt keines von Beiden und verdient auch durchaus nicht, daß Ihr ihn ſo ſchmäht!“ So rief das Mädchen mit Eifer.

„Und wer iſt denn eigentlich der Burſche, den Du mir gegenüber ſo warm zu vertheidigen wagſt und ſchon ſo genau zu kennen ſcheinſt?“

„Es iſt der neue Juſtitiarius des Amtes Zeltingen.“

„So — der Juſtitiarius? — Um ſo beſſer! Dann

werde ich ihn vor ſeinem eigenen Richterſtuhl verklagen und will einmal ſehen, ob er ſo gut Recht zu ſprechen, als nächtens in das Haus eines Fremden einzudringen vermag! — Doch wozu?“ brauſte er auf's Neue auf, indem er ſich von ſeinem Sitz erhob und Ammi mit ſeinen ſtechenden Augen drohend anblickte. „Ich bin Herr und Richter auf meinem eigenen Grund und Boden und werde mir mein Recht ſchon zu verſchaffen wiſſen, von dem frechen Burſchen ſowohl — wie von Dir! der Du meinem Willen trotzeſt, heimlich mit Fremden verkehreſt — wohl nur um mich zu verrathen?!“

Immer heftiger war der Ton ſeiner Rede geworden und bei den letzten Worten ſtand er dicht vor der zu Tode erſchrockenen Ammi, die beiden Arme mit den geballten Fäuſten erhoben, als ob er ſich auf ſie, wie auf ein ihm verfallenes Opfer ſtürzen wollte.

Das Mädchen wich einen Schritt zurück, und den Furchtbaren von ſich abwehrend, rief ſie:

„Vater!“

„Ich bin Dein Vater nicht!“ ſchrie der Andere, ſich wohl vergeſſend, mit zorniger Verachtung.

Dieſe Worte ſchienen das Mädchen nicht allzuſchwer zu treffen, doch ſenkte ſie den Blick und mit leiſer erregter Stimme antwortete ſie:

„Obgleich ich dies heute zum erſten Male aus Eurem Munde höre, habe ich es doch ſchon längſt geahnt und — empfunden, daß dem ſo ſei. Die Liebe eines Vaters habt Ihr mir nie gezeigt, wie auch nie den Verſuch gemacht, die Liebe des Kindes in meinem Herzen zu erwecken. Daß ich allein in der Welt ſtehe, wußte ich und Ihr wolltet mich noch dazu zu einer ewigen Einſamkeit verdammen. Das war zu viel! — Ich ertrug es nicht und deshalb habe ich gegen Euren Willen gehandelt und bin unter Meinesgleichen, unter Menſchen gegangen.“

„Undankbare!“ knirſchte von Beuren.

„O, nennt mir meine Eltern!“ rief plötzlich das Mädchen mit leidenſchaftlicher Erregung, die Hände bittend nach dem finſtern Manne ausgeſtreckt und mit Thränen in den Augen ihm in das Antlitz ſchauend. „Sagt mir, wer ſie ſind, wo ich ſie finden kann, und auf den Knieen will ich Euch danken — mein ganzes Leben lang dankbar bleiben!“

Ein entſetzlicher Gedanke tauchte blitzſchnell in dem Zornigen auf, würdig ſeiner ſchwarzen Seele. Jetzt konnte er ſtrafen, ſich rächen, wenn dabei auch ein Herz ſich verbluten würde.

„Deine Eltern? — Haha!“ rief er raſch, mit einer teufliſchen Schadenfreude. „Deine Mutter modert längſt unter der Erde, doch Deinen Vater hätteſt Du am Galgen ſuchen müſſen, wenn er nicht vor der Prozedur ſich heimlich davongemacht.“

Das Mädchen ſtieß bei dieſen entſetzlichen Worten einen lauten, markdurchdringenden Schrei aus, dann ſchlug ſie beide Hände vor das Geſicht, um gleich darauf in ein krampfhaftes Weinen auszubrechen.

Doch der Grauſame hatte kein Mitleid mit der Gefolterten. Sein wilder Zorn hatte wohl den letzten Schimmer einer beſſern Regung in ihm erſtickt, jede frühere Anhänglichkeit an das Mädchen aus ſeinem Gedächtniß gelöſcht, denn mit ſchneidendem Redeton fuhr er fort:

„Du warſt zu jener Zeit ein hülfloſes Kind. Ich nahm Dich auf und pflegte Dich; bei mir fandeſt Du Schutz und ein Heim, während die Menſchen draußen in

der Welt Dich mit Flüchen und Verwünſchungen aus ihrer Gemeinſchaft geſtoßen hätten als die Tochter — eines Mörders!"

Jetzt war die Kraft der Armen zu Ende. Einen leiſen, bangen Seufzer ſtieß Ammi aus und wie leblos wäre ſie ſchwer zu Boden geſunken — wenn nicht noch zur rechten Zeit ein paar kräftige Arme ſie erfaßt und zu einem nahen Sitz gebracht hätten, auf dem die Ohnmächtige regungslos mit todtbleichem Antlitz liegen blieb.

Es war Nickel, der bei den letzten Worten von Beuren's den Salon betreten hatte und ſchnell herbeigeeilt war.

„Was willſt Du hier?" kreiſchte der Wüthende ihn an.

„Draußen vor dem Thore iſt ein Mann, der Euer Gnaden zu ſprechen verlangt," entgegnete Nickel.

„Du weißt, daß ich Niemanden ſehen will, hinaus mit Dir!"

Doch Nickel leiſtete dieſem barſchen Befehl keine Folge. Ruhig blieb er bei Ammi ſtehen und den Blick nicht von ſeinem Herrn abgewendet fuhr er fort:

„Der Mann iſt der Komödianten-Prinzipal von Zeltingen und ſagt, er ſei früher Dragoner im Regiment des gnädigen Herrn von Beuren geweſen und heiße — Hans-Görgel.“

Als ob ein Blitzſtrahl ihn berührt, ſo fuhr Herr von Beuren bei Nennung dieſes Namens zuſammen. Dann athmete er tief auf und mit den Händen um ſich taſtend ſuchte er die Lehne ſeines Seſſels zu erreichen und zu faſſen, in den er ſich dann ſchwer niederfallen ließ.

„Weg — weg mit Dir!“ ſchrie er mit keuchender Stimme. „Ich will ihn nicht ſehen — kenne ihn nicht! — Verrammle das Thor — der Mann iſt ein Dieb — ein Betrüger. — Hinaus — hinaus!“

Der Diener verlor dieſem Wüthen gegenüber ſeine frühere Ruhe nicht; ſeine Mienen drückten keinerlei Furcht, ſondern nur eine ungewöhnliche Ueberraſchung aus. Ohne ein Wort zu erwidern wandte er ſich zu der armen Ammi, hob den Stuhl, auf dem ſie lag, empor und trug ſo die Ohnmächtige hinaus, durch den Salon in das Zimmer des zweiten Pavillons, hier verſuchend, ſie wieder in's Leben zurückzurufen Als ihm dies endlich glücklich ge-

lungen, überließ er das arme Mädchen vor der Hand ihren Thränen und ging, um den Befehl ſeines menſchenſcheuen Herrn auszuführen.

Nicht wenig erſtaunt und erregt über den Auftritt, die ſchrecklichen Worte, welche er gehört, wie auch über das eigenthümliche Betragen ſeines Herrn, ſchritt Nickel durch den Hof, um dem Görgel ſeinen Beſcheid zu bringen. Dabei ſprach er ſinnend: „Er kennt den Mann, doch will er ihn nicht kennen. — Weshalb? — Hm! — hm! — Ich kann es nicht verſtehen, oder — der alte Gottfried, des höchſtſeligen Herrn Kammerdiener, müßte wirklich kein Narr geweſen ſein und recht geſehen haben!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hans-Görgel ſtand in der That harrend vor dem Thor. Der Schäfer Grates hatte ihn bis in die Nähe des Schloſſes gebracht, worauf der Komödiant ſeinen Führer mit dem Verſprechen verlaſſen, ihn nach ſeinem Beſuche bei dem Herrn von Beuren an beſtimmter Stelle aufzuſuchen, um ihm zu berichten, wie er ſeinen ehemaligen Capitain gefunden. Durch Nickel hatte er ſich anmelden laſſen und nun ſtand er da, mit Ungeduld die Rückkehr

des Dieners, der noch immer nicht kommen wollte, erwartend. Doch er hatte Zeit, es war ja kaum ſieben Uhr und Trarbach von hier aus in zwei Stündchen zu erreichen. Endlich erſchien Nickel und berichtete dem Harrenden trocken den Ausſpruch ſeines Herrn.

Mit offenem Munde und einer Grimaſſe, die diesmal ohne Widerrede eine wahrhaft tragi-komiſche genannt werden durfte, ſtarrte der Komödiant den Sprecher an, als dieſer ihm ſagte, daß Herr von Beuren ihn, den Hans-Görgel, ſeinen ehemaligen Dragoner, nicht kenne, nie gekannt habe. Das war zu ſtark! Er konnte ihn vergeſſen haben, doch nie gekannt? das war eine Lüge! Mit den heiligſten Eiden betheuerte Görgel die Wahrheit ſeiner Worte, doch Nickel zuckte die Achſeln und meinte, daß wohl ein anderer Herr von Beuren der Geſuchte ſein dürfte. Es könne übrigens nicht ſchwer ſein, ſetzte er ſcheinbar gleichgültig hinzu, ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen, er, der Görgel, ſollte nur verſuchen, den hieſigen Herrn von Beuren zu Geſicht zu bekommen, dann werde er ſich gewiß ſofort überzeugen, daß er eine ganz fremde Perſonnage vor ſich habe.

Mit dieſen Worten, die im Grunde eine doppelte Deutung zuließen, ebenſogut als Abfertigung, wie als Wink gelten konnten, warf Nickel das Thor wieder zu und kehrte nach dem Schloſſe zurück, um zu ſehen, ob dort noch irgend Etwas vorgefallen ſei und ob Ammi ſeiner bedürfe.

Hans-Görgel ſtand noch eine Weile wie betäubt vor dem Thor, das ihm gleichſam vor der Naſe zugeſchlagen worden war, dann aber muſterte er ſcharf die Mauern des Gebäudes und ſchritt endlich langſam weiter. Doch nicht nach dem Ort, wo der Schäfer ihn erwartete, ging er, ſondern der Mauer entlang, welche das Schloß und den Park umzog.

In den Zimmern des Schloſſes, welche vor einer Weile noch die lauttönende Stimme des zornigen Herrn von Beuren erfüllt hatte, war es wieder ſtille geworden. Nach dem Sturm war die frühere Ruhe zurückgekehrt und wie ausgeſtorben ſchien das Gebäude. Ammi war auf ihr Zimmer gegangen und in ſeinem Lehnſtuhl lag der Herr von Beuren, bewegungslos und noch immer in früherer Stellung. Die Nennung des Namens ſeines ehe-

maligen Kameraden hatte ihn ſo gewaltig erſchüttert, daß er ſich vor der Hand vollſtändig unfähig fühlte, dieſe neue ernſtliche Gefahr in ihrem ganzen Umfange zu erkennen und ſich dagegen zu waffnen. Eines nur wurde ihm immer klarer: Er war an einem Wendepunkt ſeines Lebens angelangt; ſchon die nächſte Zeit konnte ihm den Untergang bringen.

Ueber eine Stunde mochte ſo vergangen ſein, da kam wieder Leben in die zuſammengekauerte Geſtalt. Die breite Bruſt des Mannes hob ſich immer mächtiger und die Hände fuhren zuckend in der Luft umher, als ob ſie gegen eine drückende Angſt ankämpfen wollten. Endlich keuchte der Mund: „Luft! — Luft!“ — Und ſich mit aller Willenskraft erhebend, verließ Herr von Beuren ſein Zimmer und trat, von ſeinem Hunde Pluto gefolgt, hinaus in den Garten.

Hier, in der friſchen Luft ſchien es ihm wieder wohl zu werden; er athmete freier und feſter ward ſein Gang.

Da plötzlich wurde Pluto unruhig und indem er nach der nahen Parkmauer zuſprang, ſtieß er ein furchtbares Geheul aus.

Herr von Beuren wandte den Kopf nach dieſer Richtung.

Da ertönte plötzlich eine grelle, höhniſche Lache und eine Stimme rief — „Wenz!“ —

Jetzt ſchaute der Herr des Schloſſes auf.

Eine Geſtalt war zur Hälfte über der Mauer ſichtbar und in ein Geſicht ſchaute er, das ihn mit boshaftem Ausdruck angrinſte.

Alles dieſes geſchah in wenigen Augenblicken.

Herr von Beuren hatte nur noch die Kraft — „Sus!“ zu rufen, dann wankten ſeine Knie und er fiel ſchwer zu Boden.

Das Geſicht auf der Mauer war verſchwunden.

Der rieſige Hund ſprang zwar zähnefletſchend die Mauer hinan, doch ſie war zu hoch und ohnmächtig die Wuth der furchtbaren Beſtie.

Als Hans-Görgel endlich bei dem harrenden Schäfer ankam, lachte er als Antwort auf die Fragen, welche er in dem blaſſen Antlitz des Mannes zu leſen glaubte, hell auf. Dann rief er:

„Geduld, Alter! Im Auguſt iſt der Hans-Görgel wieder da und dann ſoll es luſtig zugehen. Der Hanswurſt und der Herr von Beuren werden mitſammen eine Komödie aufführen, die Euch und Andere mehr erluſtiren ſoll als meine Poſſen und mir etwas Beſſeres eintragen wird als Stüber und Fettmännchen.“

Dann eilte er, ohne ſich um den ſtaunenden Schäfer zu kümmern, ſo raſch als es nur ſeine Beine erlaubten in der Richtung nach Trarbach davon.

Siebentes Capitel.

Ammi.

Nachdem Hubert am Morgen einige Briefe geſchrieben, den Schiffer Göbels abgefertigt, ſah er ſich nach dem alten Schäfer um. Es drängte ihn, mit dem Manne über das am vorigen Abend Gehörte zu reden; dann wollte er den Weg nach dem Schloſſe des Herrn von Beuren ſuchen und dreiſt an deſſen Pforte klopfen. Doch vergebens war ſein Bemühen, er fand den Alten nicht. Auch Marei hatte ihn nicht geſehen, ebenſowenig vermochte er von deren munterm Töchterchen Kattrein irgend eine Auskunft zu erhalten. Das Mädchen wich dem jungen Mann noch dazu mit neckiſchem, wenn auch vielſagendem Lächeln aus. Als nach der Kirche Grates ſich noch immer nicht zeigen wollte, ſtieg Hubert in ſeine Stube hinauf,

um dort in der Stille ſeiner Abenteuer und des ſchönen Mädchens zu gedenken, welches ihm bereits zweimal und unter ſo eigenthümlichen Umſtänden erſchienen.

Lebendig tauchte die ſchlanke Geſtalt vor ſeinem innern Auge auf; er ſchaute das hübſche Antlitz, und die hellen Augen blickten ihn ſo lieb und auch wieder ſo bang und bittend an, daß er ſich bis tief in die Seele davon getroffen fühlte. Haſtig griff er nach ſeinen Malerutenſilien und begann zu malen. Die lieben Züge, wie er ſie ſchaute, wollte er durch Farben feſthalten, und emſig arbeitete die Hand, von ſeinem Enthuſiasmus — nein, von ſeiner Liebe! wie er ſich geſtehen mußte — für die geheimnißvolle Schöne geführt.

Doch auch ſeine lebhafte Phantaſie blieb nicht unthätig; ſie führte ihm das Mädchen in dem einſamen Schloſſe vor, gehütet von dem Manne mit dem finſtern Blick, dem böſen Dämon, der das holdſelige Dornröschen in ſeinem Zaubergarten gefangen hielt — der jedoch einen heimlichen Ausgang haben mußte, wie er wieder lächelnd ſich ſagen mußte.

So verging der Morgen. Das Portrait nahm bereits die Züge der Holden an und zufrieden lehnte Hubert ſich in ſeinen Sitz zurück, um ſich an ſeiner Arbeit zu erfreuen, in ihr das Urbild ſeiner Träume und ſeines Sehnens zu bewundern.

„Ammi!“ rief plötzlich mit einem leichten Aufſchrei eine helle Mädchenſtimme, und als Hubert ſich umwendete, erblickte er Kattrein, welche mit offenem Munde, zuſammengeſchlagenen Händen, auf das angefangene Bild ſtarrte, welches ſie erkannt hatte.

Hubert lächelte und ein kecker Gedanke fuhr ihm blitzſchnell durch den Kopf. Mit leichtem Tone, doch keinen Blick von dem Mädchen abwendend, ſtellte er die Frage:

„Du findeſt alſo die Tochter des Herrn von Beuren getroffen?“

Kattrein antwortete nicht. Doch der Schreck, in den ſich ihre freudige Ueberraſchung plötzlich verwandelte, war die deutlichſte Antwort, welche ſie geben konnte. Hubert empfand etwas wie Reue darüber, daß er ſich auf dieſe ziemlich verrätheriſche Weiſe in das Geheimniß der beiden

Mädchen zu drängen verſucht. Ihr treuherzig in die Augen ſchauend ſagte er:

„Sei ruhig, Kattrein, ich werde Euer Geheimniß und beſonders das der ſchönen Ammi nicht verrathen. An mir ſollt Ihr, wie an Grates, den treuſten Verbündeten haben. Doch nicht unthätig will ich bleiben, ſondern muthig kämpfen und ringen, bis ich ſie aus ihrer Gefangenſchaft erlöſt.“

Dieſe Worte ſchienen auf Kattrein nicht den gehofften Eindruck zu machen. Noch immer verwirrt rief ſie:

„Woher — wißt Ihr —?“

Hubert unterbrach ſie lachend.

„Das iſt mein Geheimniß! Nur Eines will ich Dir zu Deiner Beruhigung noch ſagen. Ich habe Ammi ſchon vor unſerem Sprung durch das Feuer geſehen; in ihrem verzauberten Garten fand ich ſie und den erſten Kampf mit dem böſen Drachen, der ſie bewacht, habe ich ſchon ſiegreich beſtanden — wenn auch nur mit ihrer Hülfe.“

Das Mädchen hatte ſich bereits wieder in etwas beruhigt. Hubert ſchien ihr da nichts Neues zu ſagen, denn Ammi hatte ihr wohl die nächtliche Begegnung mit dem

jungen Manne vertraut. Daß er den eigentlichen Namen ihrer Freundin bereits wiſſe, hatte ſie wohl am meiſten überraſcht und auch erſchreckt. Doch ſchon ſagte ſie ſich, daß er dies über kurz oder lang ganz gewiß erfahren haben würde und damit kehrte ihr leichter, fröhlicher Sinn zurück.

Hubert hatte ſie bei der Hand genommen und recht eindringlich, ſogar mit bittendem Tone ſprach er jetzt: „Nun, Kattrein, laß uns zuſammen von Deiner Freundin reden — erzähle mir von ihr.“

Kattrein war wieder vollſtändig das ſchelmiſche, luſtige Mädchen geworden. Sie befreite ihre Hand aus der des jungen Mannes und mit einem neckiſchen Blick und Ton entgegnete ſie:

„Da der Herr Juſtitiarius bereits ſo viel über Ammi weiß — oder doch zu wiſſen glaubt, wäre es anmaßend von einer ſo ſimplen Perſon, wie ich eine bin, ihn weiter belehren zu wollen — oder — höchſt unrecht ihn durch andern Bericht enttäuſchen zu müſſen. Und ſomit empfehle ich mich denn dem Herrn, nur noch unterthänigſt meldend, daß deſſen Mittageſſen aufgetragen iſt.“

Mit einem Knix und die Rufe des lachenden Hubert nicht im mindeſten mehr beachtend, eilte ſie aus der Stube.

Dem jungen Manne blieb nichts anderes übrig, als der Einladung Folge zu leiſten und die Sonn- und Feſttagsküche ſeines neuen Heims zu verſuchen. Er überzeugte ſich bald, daß Marei und ihr Töchterchen Alles aufgeboten hatten, um ihrer Wirthſchaft Ehre zu machen und Hubert hätte zufrieden ſein dürfen, ſelbſt wenn er an feinere Koſt als die heimiſche in Köln gewöhnt geweſen wäre.

Nach dem Eſſen ſetzte der junge Mann ſich wieder an ſeine Arbeit und er würde den ganzen Nachmittag dabei geblieben ſein, wenn er nicht durch das Fenſter den Schäfer Grates erblickt hätte, der langſam den Berg herab kam und auf das Amthaus zuſchritt. So legte er denn Farben und Alles bei Seite und ging hinab, um den Alten aufzuſuchen, feſt entſchloſſen, ihn zum Reden zu bringen.

Er traf den Grates in der Stube der Wirthin. Marei begrüßte ihren jungen Gaſt in der eifrigſten Weiſe mit beſtgemeinten Worten und Komplimenten, ſo daß es Hubert anfänglich ſchwer hielt zu Wort zu kommen und

der guten Frau zu ſagen, wie wohl er ſich unter ihrem Dache fühle und wie vortrefflich ihm ihr Eſſen geſchmeckt. Der Schäfer ſchaute ihn ernſt, doch nicht unfreundlich an. An ſeiner Seite ließ ſich Hubert nieder und als Marei geſchäftig hinausgegangen, um den Sonntags-Kaffee und den ſelbſtgebackenen Johannis-Kuchen herbeizuholen, ſprach er leiſe und raſch zu dem Mann:

„Ich weiß nicht, ob Ihr das Geſpräch der Leute geſtern Abend in der Schenkſtube gehört — mir iſt kein Wort davon entgangen und ohne mein Zuthun glaube ich erfahren zu haben, daß Ammi die Tochter des Herrn von Beuren iſt.“

Die Züge des alten Mannes veränderten ſich bei dieſer Rede nicht im geringſten. Er hob nur den Kopf und blickte Hubert an, als ob er noch weitere Mittheilungen erwarte.

Hubert fuhr fort:

„Was Ihr aber wohl nicht wiſſen werdet, iſt, daß ich Ammi bereits in der Nacht vorher im Garten des Schloſſes Beurenhof geſehen und geſprochen und auch ein Rencontre mit dem menſchenſcheuen und gewiß bösartigen

Manne gehabt, das ohne die Hülfe des muthigen Mädchens wohl ſchlimm für mich hätte ablaufen können."

„Ah!" rief der Schäfer langgedehnt und mit ſichtlichem Staunen. Dabei belebten ſich ſeine ſtarren Züge in etwas und erregt fuhr er fort: „Ihr habt ihn geſehen, geſprochen — in Beurenhof? Dann iſt Euch freilich raſcher Aufklärung geworden als ich gedacht. — Es muß wohl ſo beſtimmt geweſen ſein!"

Nun erzählte Hubert flüchtig das gehabte Abenteuer, ohne Rückhalt ſeiner durchaus nicht vortheilhaften Meinung über den Schloßherrn Ausdruck gebend.

Sinnend hörte der Alte ihm zu, dann ſprach er:

„Sonderbar! — Herr von Beuren iſt allerdings menſchenſcheu, dies entſchuldigt und erklärt Vieles. Ich aber kann ihn nun einmal nicht für ſo ſchlimm halten, als manche Leute der Gegend ihn machen wollen, beſonders wenn ich bedenke, daß er unter für ihn gewiß ſchwierigen Umſtänden nicht allein Gutes gethan, ſondern wahrhaft edelmüthig gehandelt hat."

Jetzt war es an Hubert zu ſtaunen. Dieſe Vertheidigung des Mannes, der auf dem Punkte geweſen ihn

durch eine wüthende Beſtie zerreißen zu laſſen, hatte er ebenſo wenig erwartet, als er ſie begreifen konnte. Schon wollte er ſeinem Staunen Ausdruck geben, in den Alten dringen, ihm Näheres mitzutheilen, als dieſer in ſeiner Rede fortfuhr:

„Erzählt mir von ihm! — Ich möchte ihn kennen lernen und gar zu gerne einmal von Angeſicht zu Angeſicht ſehen!“ Dann fügte er und faſt wie zu ſich ſelbſt langſamer, mit leiſem Tone hinzu: „Es liegt mir viel daran — beſonders ſeit heute morgen — ſeit ich den fremden Mann, den Görgel, geſprochen.“

Hubert wollte weiterreden, mit der Beſchreibung der Perſönlichkeit des finſtern Schloßherrn beginnen, als Marei, von Kattrein gefolgt, wieder eintrat. Sie brachten die buntbemalten kleinen Täßchen und Kannen, ſowie Berge von Kuchen, welche nun auf dem Tiſche vor den beiden Männern aufgepflanzt wurden.

Das Geſpräch war zu Ende. Hubert vermochte nur noch dem Alten, der die Hand auf ſeinen Arm gelegt hatte, zuzuraunen:

„Beſſer als mit Worten, will ich mit Strichen und Farben ihn Euch vorführen. Kommt an einem der nächſten freien Sonntage zu mir auf mein Zimmer, dann ſollt Ihr ihn ſehen.“

Als Antwort fühlte Hubert einen ſprechenden Druck der Hand des ſeltſamen Mannes, der ſich dann erhob, um ſtill die Stube zu verlaſſen. Doch davon wollte Marei nichts wiſſen, auch Hubert ſtimmte ihr bei und bald ſaßen die Drei — Kattrein hatte in die Schenkſtube zurückkehren müſſen — um den mit köſtlichen Eßwaaren faſt überreich beladenen Kaffeetiſch.

Marei zeigte ſich als eine ebenſo gutmüthige, wie redſelige Wirthin. Ihrem freundlichen Nöthigen konnte Hubert nicht widerſtehen, wie auch der etwas verſchämt vorgebrachten Bitte, ihr doch von ſeiner Heimath, ſeinen Eltern zu erzählen. So begann denn Hubert von ſeiner Vaterſtadt Köln zu berichten und daß er ſeinen Vater nicht gekannt, ſeine Mutter längſt geſtorben ſei. Die Innigkeit, mit welcher er von der Todten ſprach, gewann ihm vollends die Herzen ſeiner beiden Zuhörer und in den Augen des Schäfers hätte er Thränen bemerken können,

die der alte Mann verſtohlen ſich abzuwiſchen bemühte, während Marei ihrer Herzensfreude über die Bravheit und Leutſeligkeit ihres jungen Gaſtes und Herrn ungehindert durch Worte Luft zu machen ſuchte.

Dieſes gemüthliche Stillleben wurde plötzlich und in unerwarteter Weiſe unterbrochen.

Draußen, vor dem Amtshauſe, war ein kleines Gefährt angelangt, das mit bunten, doch ſehr verblichenen Farben bemalt und mit einem runden ſtaubigen Lederdach verſehen war. Ein junges Mädchen in einfacher, doch ſtädtiſcher Tracht, mit einem kleinen Bündel unter dem Arm, ſtieg aus und ſchritt ſtill und geräuſchlos in das Haus deſſen Gelegenheit ihr wohl gut bekannt ſein mußte, direct auf die Wohnſtube der Marei zu.

Es war Ammi. —

Bevor ich nun erzähle, was ſich weiter in dem Amtshauſe begeben, muß ich den Leſer noch für wenig Augenblicke zurück und in das Schloß Beurenhof führen. —

Als Herr von Beuren durch die plötzliche Nennung ſeines eigentlichen Namens, die Erſcheinung des ehemaligen Gefährten kraftlos und wie betäubt zu Boden geſunken,

hatte Pluto ſein Geheul in noch furchtbarerer Weiſe fortgeſetzt. Doch ließ das treue Thier auch wieder Töne hören, die etwas wahrhaft Klagendes hatten und die beiden einzigen Bewohner des Schloſſes aufmerkſam machen mußten. Nickel eilte herbei und auch Ammi verließ voll ängſtlicher Neugierde das Schloß. Beide langten faſt zur ſelben Zeit bei dem hülflos auf der Erde liegenden Schloßherrn an. Trotz Allem, was kurze Zeit vorher vorgefallen war, empfand das Mädchen Mitleid und im Verein mit Nickel richtete ſie den Kraftloſen auf und führte ihn dem Schloſſe zu. Im Salon angelangt ſank Herr von Beuren ſchwer auf das Sopha und eine lange Weile kämpfte er mit aller Anſtrengung, um ſeine furchtbare Aufregung zu beſiegen. Als ihm dies endlich in etwas gelungen, blickte er Ammi und Nickel, die in der Nähe bei einander ſtanden, forſchend an, dann rief er mit drohender Stimme:

„Was habt Ihr gehört — geſehen? — Redet — oder —!“

Ammi antwortete nicht. Sie wandte das Antlitz weg und ſchritt langſam auf ein Tiſchchen zu, auf dem ein

kleines Bündel, wohl einige wenige Kleidungsſtücke enthaltend, lag. Nickel fuhr anfänglich ein wenig zuſammen, dann aber antwortete er ruhig:

„Das Geheul Pluto's haben wir gehört, darauf ſind wir, ich aus dem Hofe, das Fräulein aus dem Schloſſe, herbeigeeilt und ſahen Euch an der Erde liegen. Das Weitere wißt Ihr.“

Durchdringend richtete Herr von Beuren einen Augenblick lang ſeine ſtechenden Blicke auf das Antlitz des Sperchers, der dies ohne eine Miene zu verändern ertrug. Der Schloßherr war es, der ſeine Augen niederſchlagen mußte, doch wußte er auch, daß Jener die Wahrheit geſprochen. Endlich fragte er mit minder rauhem Tone:

„Und der Fremde — der nach mir gefragt — wo iſt er?“

„Nachdem ich ihn abgewieſen, habe ich ihn nicht mehr geſehen. Er wird wohl ſchon längſt über alle Berge und nach Zeltingen zurückgekehrt ſein.“

„Er hält ſich alſo dort auf?“

„Seit der Feſtwoche macht er dort ſeine Poſſen; er nennt ſich Komödianten-Prinzipal und agirt den Hans-

wurſt. Doch ſeit geſtern iſt ſeine Bude geſchloſſen und er wird wohl nicht lange mehr in der Gegend bleiben."

Herr von Beuren entgegnete vor der Hand nichts. Den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſchien er nachzuſinnen. Endlich aber erhob er ſich und ſcheinbar wieder Herr ſeiner ſelbſt, ſprach er in früherer befehlender Weiſe:

„Hole das Gefährt aus dem Schuppen, ſpanne die Gäule an und fahre nach Zeltingen. Dort ſagſt Du der Marei vom Amthofe, ich hätte mit ihr zu reden, auf wenige Augenblicke ſolle ſie zu mir kommen. Du fährſt die Alte hierher und hälſt Dich bereit, ſie heute wieder heim zu bringen."

Nickel verließ ſchweigend den Salon, um den erhaltenen Befehl auszuführen und Herr von Beuren ſchritt langſam auf ſein Zimmer zu, ohne ſich weiter um Ammi zu kümmern.

Da trat das Mädchen, ihr kleines Bündelchen in der Hand, ihm raſch näher. Mit einer Stimme, die trotz des tiefen Wehs, welches der rauhe Mann ihr angethan, bewegt klang, ſagte ſie:

„Lebt wohl!"

Herr von Beuren hielt inne. Langſam wendete er den Kopf und Ammi finſter anſchauend ſprach er mit tiefem Tone:

„Wenn Du mich verlaſſen kannſt — ſo geh!“

Wieder kehrte er ſich von ihr ab und ſchritt weiter, auf ſein Zimmer zu, deſſen Thüre hinter ihm laut ſchallend in's Schloß fiel.

Ammi rührte ſich nicht von der Stelle. Den Kopf ließ ſie ſinken — ſie weinte! Dann aber richtete das Mädchen ſich mit einem verzweifelnden Entſchluß empor und verließ den Salon.

Draußen hatte Nickel bereits ein altmodiſches Gefährt, ein länglich-viereckiger Kaſten auf vier Rädern, aus einem der Schuppen gezogen und flüchtig vom Staube gereinigt. Ein Lederdach, über rund gebogene Eiſenreife geſpannt, deckte die Hälfte des Kaſtens, der übrigens reich mit verſchnörkelten Schnitzereien verziert, mit Gold und Farben bemalt war und einſtens, wenn auch nichts weniger als bequem, doch ſehr ſchön geweſen ſein mußte. Jetzt ſah das alte Gefährt verblichen und herabgekommen aus. Ammi trat zu dem Manne, der ſchweigend die

Pferde vorſpannte. Er wußte, was das Mädchen vorhatte und der Muth fehlte ihm davon zu reden. Das Herz war ihm ſchwer, denn die hübſche, freundliche Ammi war ja die Haupturſache, daß er es zwanzig lange Jahre in dem öden Schloſſe und bei ſeinem finſtern Herrn ausgehalten.

Er half Ammi ohne ein Wort zu ſagen in das Gefährt, dann ergriff er die Zügel der Pferde und führte ſie vor das Thor. Nachdem er dieſes geſchloſſen, den Schlüſſel eingeſteckt, beſtieg er den vordern Sitz und begann, wohl um ſeinem Unmuth Luft zu machen, tüchtig auf die Thiere dreinzuſchlagen.

„Einmal nur, ſo lange mir's denkt," murmelte er vor ſich hin, „wurde die Kutſche des ſeligen Herrn aus dem Schuppen gezogen. Es war damals, als ich die Marei von Zeltingen holte und bald darauf die Frau mit dem kleinen Kinde, der Ammi, in das Schloß kam. Heute kommt der alte Kaſten wieder an die Reihe, ich muß die Marei wiederum holen, doch die Ammi hinausfahren, fort von hier, um ſie wohl nimmer — nimmer wieder zu ſehen! — Ob ich es ohne ſie in dem einſamen Neſte aus-

halten werde?“ — So ſetzte er in Gedanken hinzu, dann hieb er wieder auf die Pferde ein, die luſtig davontrabten und die Reiſenden in kürzeſter Zeit an ihr Ziel, nach dem Zeltinger Amtshauſe brachten. —

„Ammi!“ ſchrie Marei entſetzt auf, als das junge Mädchen ſo unerwartet in die Stube trat. „Du hier — in dieſen Kleidern?! — Und wie ſiehſt Du aus? Was fehlt Dir, was iſt geſchehen? — Um der Mutter Gottes willen, rede!“

Die Erſcheinung Ammi's war in der That dazu angethan, ſolche Ausrufe des Staunens zu rechtfertigen. Ihr Geſicht, ſonſt blühend und friſch, bedeckte eine tiefe Bläſſe, ihre Augen, die ſtets ſo hell und froh erregt geblickt, waren voll Thränen, denn auf dem ganzen Wege, bis nach Zeltingen, hatte die Aermſte bitterlich geweint. Doch nun that ſie ſich Gewalt, an um antworten, durchführen zu können, was ſie ſich vorgenommen.

Während Marei geſprochen, war der Schäfer aufgeſtanden und zu dem Mädchen getreten. Er erfaßte ihre Hand und in ſchlichter Weiſe, doch mit einem Tone, der tief aus ſeinem Herzen zu kommen ſchien, fragte auch er:

„Was fehlt Dir, Ammi?“

„Ihr sollt es erfahren,“ entgegnete diese, „denn ich weiß, daß ich bei Euch — wenn auch keine Hülfe, die es für mich wohl nicht mehr giebt — doch Trost finden werde.“

Die sonst so redselige Alte vermochte nach diesen Worten vor Schreck kein Wort zu sagen. Die Hände gefaltet, starrte sie das Mädchen förmlich an, welches sich von dem Schäfer zu einem Sitz geleiten ließ. Hubert hatte sich erhoben. Er fühlte, daß eine Unterredung folgen würde, der anzuwohnen er kein Recht habe, so tief auch die inhaltsschweren Worte Ammi's sein Herz getroffen, so mächtig es ihn auch zu ihr hinzog, um der scheinbar Hoffnungslosen Hülfe, sein Leben und Alles anzubieten.

Ammi bemerkte, daß der junge Mann sich entfernen wollte. Rasch wandte sie sich zu ihm hin und mit fester Stimme sprach sie:

„Bleiben Sie, Herr Justitiarius, ich bitte Sie darum. Was ich zu sagen habe, dürfen Sie — müssen Sie sogar hören.“

Auf's Höchste erstaunt hemmte Hubert seine Schritte

und Ammi fuhr fort, indem ſie ihre Worte an die beiden Alten richtete.

„Herr von Beuren hat erfahren, daß ich heimlich das Schloß verließ; obgleich ich dabei nichts Böſes gethan — ich ging ja nur zu Euch, die einzigen Weſen, die mich geliebt! — zürnte er mir nicht allein in heftigſter Weiſe, ſondern ſprach Worte, die mich — tödtlich trafen."

Einen Augenblick mußte ſie innehalten, um gegen ihre Thränen anzukämpfen, während die Blicke ihrer Zuhörer in athemloſer Spannung auf ſie gerichtet blieben. Dann aber ſprach ſie raſch weiter:

„Er ſagte mir, daß ich nicht ſeine Tochter — dafür aber das Kind eines Verbrechers — eines Mörders ſei! Erſteres hatte ich ſchon längſt geahnt — ob Letzteres wahr iſt, will ich von Euch hören, die Ihr es wiſſen müßt."

Mit dem letzten Reſt von Kraft hatte ſie ihre Rede zu Ende gebracht, nun ſchaute ſie ihre beiden Zuhörer erwartungsvoll, faſt bittend an. Noch war ihr eine ſchwache Hoffnung geblieben, daß Herr von Beuren zu weit gegangen, daß er ſie getäuſcht. Doch dieſe ſollte der Armen unbarmherzig genommen werden, denn Marei, anfänglich

vor Schreck und Entſetzen förmlich erſtarrt, ließ nun mit einem Male ihrem gerechten Zorn vollen Lauf.

„Der Unmenſch!“ ſchrie ſie mit glühendem Geſicht, „das hat er Dir zu ſagen gewagt? trotzdem er mir gelobt und geſchworen, Dich es niemals — niemals wiſſen oder auch nur fühlen zu laſſen! Oh! ich werde ihn aufſuchen in ſeinem Hauſe, ihm ſagen, daß er ein Meineidiger, ein erbärmlicher Feigling iſt, da er ein armes, unſchuldiges Mädchen in ſolcher Weiſe kränken konnte.“

Dieſe gewiß wohlgemeinten Worte brachten auf Ammi eine furchtbare Wirkung hervor. Sie ſagten ihr nur zu deutlich, daß Herr von Beuren wahrgeſprochen und ſie, die Tochter des Verbrechers, gebrandmarkt für ihr ganzes Leben ſei. Ihre Kraft war zu Ende; auf den Stuhl ſank ſie nieder und das Geſicht in beide Hände geborgen, brach ſie in ein heftiges Weinen aus.

Nun hielt ſich Hubert nicht länger.

Nach den Worten Ammi's hatte er mit Mühe einen lauten Aufſchrei unterdrückt. Einen Augenblick ſtand er unſchlüſſig, aber ſchnell beſiegte die keimende Liebe zu dem ſchönen, ſo unglücklichen Mädchen jede andere Empfindung

in ſeinem Herzen und allein nur ihrem Triebe folgend, ſtürzte er zu Ammi's Füßen nieder. Er ſuchte eine ihrer Hände zu faſſen und mit vor Erregung zitternder Stimme rief er:

„Ammi! — Ammi, beruhigen Sie ſich! Das Kind ſoll nicht für der Eltern Sünde büßen. Was können Sie dafür, daß Ihr Vater ein Verbrecher war? Niemand wird Sie deshalb anklagen. O, laſſen Sie mich an Ihrer Seite ſtehen, ich will Sie ſchützen durch das ganze Leben und Keiner ſoll es wagen Sie auch nur durch einen Blick an die Vergangenheit, an den unwürdigen Urheber Ihrer Tage und Ihres Weh's zu erinnern."

Da tönte es plötzlich langſam und in ergreifender Weiſe:

„Ammi braucht ihren Vater nicht anzuklagen als Urheber ihres Weh's — ſie braucht ſich ſeiner nicht zu ſchämen, denn er war kein Verbrecher."

Einen lauten Freudenſchrei ſtieß nun das weinende Mädchen aus und im folgenden Augenblick lag ſie an der Bruſt des Schäfers, der jene inhaltsſchweren Worte geredet. Unter Schluchzen ſtammelte ſie:

„O, ich wußte es wohl, daß es eine Lüge war — daß ich bei Euch Troſt finden würde!"

Hubert hatte ſich erhoben und mit Staunen ſchaute er auf den Alten, der da ein ſolches Zeugniß für einen Mann abgelegt, den das allgemeine Urtheil als Verbrecher bezeichnete. — Hatte er ſich doch geſtern Abend ſelbſt davon überzeugt; und daß es ſich hier um die gleiche Blutthat handle, ſchien ihm nur zu gewiß.

Marei war vollſtändig verſtummt. Mit offenem Munde ſtarrte ſie dem Schäfer in das bleiche, bärtige Geſicht, im erſten Augenblicke keines klaren Gedankens fähig, ſo gewaltig hatten die merkwürdigen Worte, die Jener geſprochen, ſie getroffen und verwirrt gemacht.

Der alte Mann verſuchte langſam die Hände Ammi's von ſeinem Nacken zu löſen, dann führte er die Erregte wieder zu ihrem Sitz zurück und ſagte, anfänglich mit mildernſtem Tone:

„Verſtehe mich wohl, Ammi: die Menſchen klagten Deinen Vater einer ſolchen entſetzlichen That an, doch er hatte ſie nicht begangen. Er war unſchuldig an dem vergoſſenen Blute — unſchuldig! ſo wahr ein Gott über

uns lebt, der Alles ſieht und einſtens Alle richten wird."

Die Hand wie zum Schwur erboben, hatte der Alte die letzten Worte mit feierlicher Erregtheit geredet. Durch ihre Thränen lächelte Ammi ihn an. Dann reichte ſie ihm die Hand und ſprach:

„Ich glaube Euch! — Doch nun ſagt mir Alles und woher Ihr wißt —"

„Es iſt dies meine Pflicht," unterbrach ſie der Schäfer. „Hör' an!"

Marei ſaß noch immer unbeweglich da. Die Hände auf die Tiſchplatte geſtützt, hielt ſie den Oberkörper weit vorgeſtreckt und den Blick unabläſſig auf den ſchlichten Mann gerichtet, mit dem ſie ſo lange Jahre zuſammen gelebt, den ſie genau zu kennen geglaubt und der ſich ihr jetzt in ſo überraſchender Weiſe als ein ganz Anderer gezeigt. In ſeinen Zügen verſuchte ſie zu leſen, wohl Altbekanntes wiederzuerkennen. Doch vergebens! und dies verwirrte ſie mehr und mehr.

Auch Hubert empfand ein nicht gewöhnliches Staunen, doch fühlte er ſich auch von dem Ernſte der Worte tief

ergriffen. Mit größter Spannung lauſchte er der ferneren Rede des ſeltſamen Menſchen.

Grates ſprach:

„Es mögen jetzt wohl zwanzig Jahre her ſein, da lag in einer ärmlichen Hütte des Dörfchens Kewenig ein armes todtkrankes Weib und neben ihr auf dem Pfühl ihr Kind, ein kleines, kaum einige Monate altes Mädchen. Die Frau war die Schweſter der Marei, das Kind — warſt Du, Ammi. Vor dem Bette ſaß ſchmerzerfüllt der Gatte, die Hand der Sterbenden in der ſeinigen haltend. Die Frau hatte mit ihm über ihr Kind geſprochen, ihn getröſtet und war dann eingeſchlummert. Immer hielt der Mann ihre Hand gefaßt, er wagte nicht ſie loszulaſſen, aus Furcht, die Schlafende dadurch zu wecken. Schwere Arbeit, durchwachte Nächte und der wehe Schmerz um die Mutter ſeines Kindes hatten des Mannes Kraft gelähmt; die Müdigkeit übermannte ihn, und auch er ſchlief ein. Als er am Morgen bei dem Weinen des Kindes erwachte, hielt er die Hand ſeines Weibes noch immer in der ſeinigen, doch war ſie eiskalt — ſein Weib war todt! — In derſelben Nacht wurde oben auf dem Montroyal der

Begleiter und Diener des Herrn von Beuren erſchoſſen. Bei der Leiche fand man den Hut und den Mantel des Mannes, der da die ganze Nacht nicht von der Seite ſeines todten Weibes gewichen; ihn klagte man des Mordes an und verurtheilte ihn zum Tode. Doch Gott der Herr wollte nicht, daß ein ſolches ungerechtes Urtheil vollzogen werden ſollte. Dem unſchuldig Angeklagten gelang es ſeiner Haft zu entfliehen und den Richtern blieb ein Verbrechen erſpart." —

„Er lebt — mein Vater lebt!" ſchrie Ammi nun plötzlich auf. Auch Marei, welche heftig geweint, ſchaute wieder nach dem Schäfer hin und ihr Blick ſchien daſſelbe ſagen zu wollen.

„Er lebt," entgegnete der Alte in ſeiner früheren ergreifenden Weiſe. „Er lebt und wird wiederkehren, wenn der wirkliche Mörder vor ſeinem Richter ſteht; wenn die Schande, welche ein Zufall — oder ein Teufel in Menſchengeſtalt auf ihn und ſeinen Namen gewälzt, von ihm genommen ſein wird." —

„Doch Ihr — woher wißt Ihr dies Alles?" lautete die weitere Frage des erregten Mädchens.

Der Alte zauderte nicht mit der Antwort. Er ſagte:

„Ich ſah ihn — damals, als er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, weilte wohl ein Jahr fern von hier und dort, wo Du Deine erſten Lebensmonate zugebracht, in ſeiner Nähe. Da erfuhr ich von ihm Alles. Und wie ich ihm geglaubt, ſo darfſt Du mir glauben, denn es iſt Wahrheit, was ich geſprochen — ſo wahr mir Gott helfe!"

„Amen!" rief nun Hubert, den die ganze Scene mächtig ergriffen, mit feierlichem Enthuſiasmus. „Ich glaube Euren Worten, denn ich weiß, daß ein ſolches ungerechtes Urtheil keine Unmöglichkeit — leider nicht einmal eine Seltenheit in unſerm zerriſſenen deutſchen Vaterlande iſt. Als eine Fügung des Himmels betrachte ich es, daß ich Zeuge dieſer Unterredung geworden, als eine Pflicht mit allen Kräften dahin zu wirken, Licht in dieſe traurige Angelegenheit zu bringen. Die Juſtiz hat ſich in dieſer Sache wohl ſchwer verſündigt, ich will verſuchen, ſie von dem Flecken zu reinigen und ſo viel als möglich

wieder gut zu machen, was ſie an einem Unſchuldigen verbrochen."

„O Dank für dieſe Worte!" rief nun Ammi, ohne Rückſicht dem jungen Manne die Hand reichend und mit einem Himmel voll reiner Liebe in den Augen ihn anſchauend. „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuſcht und will Ihnen vertrauen, wie ich dem väterlichen Freunde meiner Jugend vertraue und glaube."

Dabei hatte ſie ſich wieder zu dem Schäfer gewendet, der ſie ſanft und diesmal mit feuchten Augen an ſich preßte, während er zugleich Hubert in beredeter Weiſe die Hand drückte.

Nun eilte Ammi auf die noch immer ſtill weinende Marei zu. Ihre Arme ſchlang ſie um den Hals der guten Frau und unter Thränen rief ſie: „Schweſter meiner Mutter — nein, meine Mutter!" —

Eine Pauſe trat ein. Da wandte ſich der alte Schäfer plötzlich mit der Frage an Ammi:

„Und was gedenkſt Du nun zu thun?"

Ammi hob raſch und energiſch den Kopf. Einen Augenblick nur noch zauderte ſie, dann ſprach ſie:

„Jetzt erſt begreife ich Eure Worte, wenn Ihr den Edelmuth des Herrn von Beuren vor mir rühmtet. Er hat das Kind des Mannes, den er für den Mörder ſeines Begleiters halten mußte, zu ſich genommen und für daſſelbe geſorgt, ſo gut er es vermochte. Es wäre Sünde, ſchwarzer Undank dies zu vergeſſen. Dort liegt mein Bündel; ich wollte das Schloß und ihn verlaſſen, doch jetzt halte ich es für meine Pflicht, zu ihm zurückzukehren, beſonders in dieſem Augenblick, wo er in ſeiner Einſamkeit des Beiſtandes eines Menſchenherzens mehr denn je zu bedürfen ſcheint. Ich hatte gefehlt und eine Strafe verdient. Das böſe Wort, welches er dabei geſprochen, ſei vergeſſen — verziehen!"

„Das iſt brav gedacht und geredet, ich erwartete dies von Dir!" rief der Schäfer, ihr die Hand reichend.

„Mit Euch fahre ich wieder zurück nach Beurenhof," ſprach Ammi nun zu Marei gewendet, „denn er will Euch ſehen und ſprechen. Deshalb hat er den Nickel mit der Kutſche, die mich gebracht, hierhergeſandt. Der Mann wartet draußen. Kommt, laßt uns gehen, denn

wer weiß, was dem Einſamen während unſerer langen Abweſenheit begegnet ſein kann."

„Mich will er ſprechen?!" rief Marei, die endlich die Sprache wieder gefunden, verwunderungsvoll, doch auch nicht wenig ängſtlich.

„Macht Euch nur zur Abfahrt bereit, Marei," drängte Grates. „Ammi hat Recht, und je eher Ihr nach Beurenhof kommt, je beſſer — je eher ſeid Ihr auch wieder daheim."

Letzteres Argument ſchien der gutmüthigen Alten, deren Zorn vollſtändig verraucht war, einzuleuchten. Bald hatte ſie das ſchwarze taffetne Regentuch umgeſchlagen und beide Frauen ſchickten ſich zur Abfahrt an. Von Hubert nahm Ammi herzlichen Abſchied, doch ſagten ihre Blicke, der Druck ihrer Hand dem jungen Manne mehr, als ihre Worte. „Auf Wiederſehen — morgen!" flüſterte er ihr noch zu, und lebhaft erröthend beſtieg das Mädchen das Gefährt.

Nickel war nicht wenig und freudig erſtaunt, als er ſah, daß Ammi wieder mit ihm nach Beurenhof zu-

rückkehren werde. Leiſe ſagte er ſich, indem er die Pferde antrieb:

„Nun glaube ich doch, daß ich es im Schloſſe und bei meinem Herrn aushalten werde.“ —

Achtes Capitel.

Eine Nacht des Herrn von Beuren.

In Beurenhof angekommen, fanden die beiden Frauen den Schloßherrn im Salon und ſcheinbar vollſtändig wieder hergeſtellt. Einen Ruf der Ueberraſchung vermochte er nicht zu unterdrücken, als er Ammi wieder erblickte. Das Mädchen trat auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſagte mit herzlichem Ton:

„Ich weiß nun Alles, was Sie für mich gethan und danke Ihnen. Sie ſollen in der Folge nicht mehr über mich zu klagen haben und ohne Ihre Erlaubniß werde ich das Schloß nie mehr verlaſſen.“

Obgleich dieſe Worte Herrn von Beuren gewiß freudig überraſchten, ſo beherrſchte er ſich doch und in ſeiner gewöhnlichen finſtern und kalten Weiſe erwiderte er nur:

„Ich wußte, daß Du zu mir, zu Deiner Pflicht zurückkehren würdeſt.“

Ammi verließ den Salon, um in ihr Zimmer hinaufzu gehen, und Herr von Beuren war mit der Wirthſchafterin des Zeltinger Amthauſes allein.

Eine lange Unterredung hatte er nun mit Marei und da er ſo freundlich als möglich mit der Frau ſprach, um ihr Vertrauen zu gewinneu, ſo erfuhr er von ihr nicht allein Alles, was er zu wiſſen wünſchte, ſondern noch weit mehr!

Die redſelige Alte, einmal im Fluß, erzählte von den poſſenhaften Heldenthaten des Hanswurſtes und wie derſelbe am heutigen Morgen, ſammt ſeiner ganzen Bande, ſeiner Komödienbude auf dem Schiffe, das den neuen Herrn Juſtitiarius von Köln anhergebracht, nach jener Stadt abgefahren ſei. Hierbei athmete Herr von Beuren erleichtert auf. Doch ſeine Freude ſollte nur von kurzer Dauer ſein, denn Marei berichtete in einem Athem weiter, daß Hans-Görgel verſprochen, ganz gewiß zur Marien-Octave, alſo ſchon in der erſten Hälfte des Auguſts wiederzukehren. Den Platz für ſeine Bude habe er bereits für

den ganzen Monat belegen laſſen und auch ſchon einen Gottespfennig Draufgeld gezahlt. Wenn alſo der Herr von Beuren Verlangen trüge, die Poſſen und luſtigen Komödien des Hanswurſtes mit anzuſehen, ſo könne ihm dies nicht fehlſchlagen. Doch der Herr von Beuren ſchnitt bei dieſem, in ſicherſte Ausſicht geſtellten Vergnügen eine Grimaſſe, um die ihn wohl Hans-Görgel beneidet haben würde, wenn er ſie hätte ſehen können. Nachdem Marei über ſeinen früheren Kameraden nichts weiter zu berichten vermochte, lenkte der Schloßherr das Geſpräch auf den neuen Juſtitiarius, und nun öffneten ſich erſt recht die Schleuſen der Beredſamkeit der guten Frau. Sie war deſſen Lobes voll, und was er gethan und geſagt ſeit ſeiner Ankunft in dem Zeltinger Amthauſe, erzählte ſie haarklein. Die Scene am heutigen Nachmittag in ihrer Stube verſchwieg ſie nicht. Mit größtem Eifer berichtete ſie, daß Grates, der Schäfer, für den Joſt, den Vater der Ammi, in die Schranken getreten, geſagt und heilig betheuert, daß ihr armer Schwäher Joſt unſchuldig ſei an dem Morde des Dieners des gnädigen Herrn von Beuren; wie der Herr Juſtitiarius gelobt, die Wahrheit

an's Licht zu bringen und morgen am Tage ſich die Acten des Trarbacher Schöffengerichts kommen laſſen wolle, um Alles nochmals und auf das Genaueſte zu unterſuchen.

Dieſe zweite Mittheilung wirkte auf Herrn von Beuren wahrhaft niederſchmetternd. Das war zu viel auf einmal und ohne Kraft ſich zu beherrſchen, ſank er ſtöhnend in die Kiſſen des Sopha's zurück.

Marei glaubte, er ſei plötzlich krank geworden und ſchrie laut um Hülfe. In wenigen Augenblicken eilten Ammi und Nickel herbei, doch Herr von Beuren hatte ſich bereits wieder ſoweit erholt, daß er mit barſcher Geberde und drohendem Blick die ſich ihm Nähernden zurückweiſen konnte. Er erhob ſich und auf ſeinen Krückſtock geſtützt, wankte er auf ſein Zimmer zu, das er betrat ohne ſich noch einmal nach den beiden Frauen und Nickel umzuſehen. Lautſchallend fiel die Thüre zu, das Schloß knarrte und der Einſame war allein — allein mit ſeinen Gedanken, die bald die Oede um ihn her in furchtbarer Weiſe beleben ſollten.

Marei blieb noch geraume Zeit bei Ammi, die nun in der ſorgenden Freundin eine wirkliche Verwandte, eine zweite Mutter gefunden. Erſt als der Abend gekommen, nahm ſie unter Thränen herzlichen Abſchied von dem Mädchen und kehrte mit dem Gefährt Nickels heim. Ammi ging in ihr Zimmer, um in Gedanken nochmals den heutigen Tag, bis jetzt der wichtigſte ihres einſamen Daſeins — der ihrem Herzen ſo viel Trauriges, doch auch Frohes gebracht, zu durchleben. In ſtiller ſeliger Freude verweilte ſie bei dem Bilde des jungen Mannes, der ſich ihrer in ihrer Bedrängniß und Noth in ſo edelmüthiger, herzlicher Weiſe angenommen. Jedes ſeiner Worte, jede Geberde rief ſie ſich ins Gedächtniß zurück und ungehindert überließ ſie ſich dem neuen, wonneſamen Gefühl, das ſie beſeelte. Erſt ſpät in der Nacht und mit den Worten, die Hubert beim Abſchied zu ihr geſprochen: „Auf Wiederſehen — morgen!“ ſchlief ſie ein — um im Traume ſich als Prinzeſſin Dornröschen zu ſehen, die ein junger ſchöner Prinz, der die Züge Huberts trug, durch einen Kuß und ſeine treue Liebe aus dem verzauberten Garten und den Banden eines böſen Zauberers erlöſte. —

Anders war die Nacht des Herrn von Beuren.

Stunde um Stunde hatte er in ſeinem hohen Lehnſeſſel gelegen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt und ohne ſich zu regen. So lange der Tag noch hell durch die kleinen Scheiben der Fenſter drang, verharrte er in dumpfem Brüten; keinen klaren Gedanken vermochte er zu faſſen, wie auch die Bilder, die vor ſeinem innern Auge auftauchten, nur in unbeſtimmten Umriſſen ſich zeigten, um bald wieder zu verſchwinden und andern Nebelgeſtalten Platz zu machen. Doch mit der hereinbrechenden Dämmerung, der Nacht änderte ſich dies: häßlicher wurden ſeine Vorſtellungen, die Gebilde ſeiner erregten Phantaſie, und je klarer ſein Denken ſich geſtaltete, je mehr fühlte er ſeine Kraft wiederkehren. Immer gewiſſer, drohender erſchien ihm die Gefahr, welche von zwei Seiten nahte, und immer energiſcher wurde ſein Wille ihr entgegenzutreten, ſie unſchädlich zu machen. Dazwiſchen tauchte das bleiche, blutige Antlitz ſeines erſchlagenen Herrn vor ihm auf, ſeine Gedankenkette zerreißend, und nur durch wilde Flüche vermochte er dies entſetzliche Bild zu verſcheuchen.

Endlich ſprang er auf, ſchlug Feuer und zündete vermittelſt eines Schwefelfadens ein Wachslicht an. Doch die matte Helle dünkte ihm bald noch unangenehmer, peinigender als die dunkle Nacht, in welcher er bis jetzt geweilt. Er trug das Licht in das Schlafzimmer nebenan, ſchloß die Thüre halb und kehrte zu ſeinem Sitz zurück. Nun befand er ſich wieder im Dunkeln, während ein ſchwacher Lichtſchimmer durch die Thürſpalte und auf eines der Fenſter des Zimmers fiel. Schon wollte er ſich wieder in ſeinen Sitz werfen, als ſein Blick die matterhellten Scheiben ſtreifte.

Einen lauten Schrei des Entſetzens ſtieß er aus und mit offenem Munde, weitaufgeriſſenen Augen ſtarrte er auf das Fenſter.

Hinter den Scheiben grinſte ihn ein menſchliches Antlitz an — ſo wähnte er zum wenigſten. — Es war daſſelbe ſchreckliche Geſicht, welches er heute Morgen einen Augenblick lang über der Parkmauer geſehen, in dem er, trotz der verzerrten Züge, ſofort ſeinen alten Kameraden Hans-Görgel wiedererkannt.

Der Komödiant war alſo nicht abgereiſt — er war da, in ſeiner Nähe, um ihn zu verrathen — an den Galgen zu bringen!

„Fluch ihm! — und Fluch der Marei, die mich belogen!“ knirſchte der Entſetzte. Dann ſprang er mit einer wilden Energie auf die Wand zu, nahm zwei dort hängende Doppelpiſtolen herab und eilte nach dem Fenſter, das er haſtig aufriß.

Nichts war zu ſehen.

Ruhig, in nächtlichem Schatten lag der Garten, der Park mit ſeinen gewaltigen Bäumen vor ihm da; kein Lüftchen regte ſich, kein Rauſchen der Bäume, kein Fußtritt auf dem Sande war zu hören.

Scharf horchte und ſpähte Herr von Beuren hinaus in die Nacht ohne irgend etwas Verdächtiges, das ihn zum Gebrauch ſeiner Schußwaffen hätte veranlaſſen können, zu bemerken. Endlich murmelte er mit einem ſpöttiſchen Lächeln:

„Thor, der ich bin! — Der Görgel ſchwimmt auf dem Waſſer, oder liegt in irgend einem Neſte fern von hier auf der Streu. Hätte ſich ein fremder Fuß bis an

mein Fenſter, nur in den Hof gewagt, ſo würde Pluto ihn verrathen und wohl auch ſchon zerriſſen haben. Haha! Die Aufregung hat mich zum Narren — zum Geſpenſterſeher gemacht. Weg damit und an die Arbeit. Ich muß — muß heute Nacht noch zu einem Entſchluß kommen, um morgen ſchon handeln zu können — ſoll es vielleicht übermorgen nicht zu ſpät dazu ſein."

Damit ſchloß er das Fenſter und kehrte trotzig zu ſeinem Sitz zurück, in den er ſich niederwarf. Den Blick in den dunklen Theil des Zimmers gerichtet, verſenkte er ſich nach und nach in tiefes Sinnen. Die Dunkelheit, die tiefe Ruhe rings um ihn her, waren ſeinem Wollen günſtig; ſeine Gedanken ließ er endlich zu Worten werden, wohl um ſie ſich feſter einzuprägen. Anfänglich ein abgeriſſenes Murmeln, klang es bald, wenn auch leiſe, doch deutlich durch den ſtillen Raum. —

„— Die Marei hat nicht gelogen, der Patron wird wiederkehren — ganz gewiß! — denn er hat mich erkannt. Wir ſind am Ende des Monats Juni und zur Marien-Octave will er mit ſeiner Bude wieder im Lande ſein — wenn ihn bis dahin der Satan nicht geholt! — Ich habe

demnach noch fünf volle Wochen Zeit und dieſe gut benutzt, kann viel ausgerichtet werden. — Laß ſehen, was er gegen mich vorbringen kann!“ —

Sein Körper dehnte und ſtreckte ſich zu behaglicher Lage, dann flüſterte er weiter.

„— Beweiſe hat er keine gegen mich — daß er einen Zeugen, einen alten Kameraden des Regiments auffindet, iſt nicht unmöglich, doch ſehr unwahrſcheinlich. Und wenn auch? Wer wird einem verlotterten Komödianten und ſeinem Helfershelfer glauben, wenn er nach zwanzig Jahren mit einer ſolchen unglaublichen Anklage gegen den vornehmen und reichen Herrn von Beuren hervortritt? — Niemand — wenn ich ſelbſt es nicht zugebe — und ein ſolcher Narr werde ich doch nicht ſein! Haha! — Niemand wird ihm glauben, — mit Schimpf wird er davon gejagt werden! — Nein! ins Gefängniß ſoll der Burſche geworfen und beſtraft — gehängt werden, wenn — wenn ich die Juſtiz nur einigermaßen auf meine Seite bringen kann.

„— Doch wer iſt der Mann, der heute bei der Mare und vor der Ammi die Unſchuld des Joſt] betheuerte?

Ein Schäfer, und Grates heißt er, ſo ſagte das Weib. — Er will den Joſt getroffen, geſprochen haben. — Bah! das iſt möglich, und der Joſt wird ihm gewiß nicht geſagt haben, daß er — den Mord begangen. Weg mit ihm, er iſt ein unſchädlicher Schwätzer. — Und dennoch will ich ihn ſehen, ſprechen — wenn es nur irgend angeht. — Den Görgel allein habe ich zu fürchten — oder er mich, wenn ich Freunde und Gönner unter den Richtern finde.“ —

Wieder verſtummte dies leiſe, unheimliche Flüſtern und Sprechen, wieder ſann der Brütende lange nach, dann rief er plötzlich haſtig:

„— Wenn ich den chur-kölniſchen Juſtitiarius für mich gewinnen könnte?! — Doch verflucht! der iſt es gerade, welcher den alten Proceß wieder aufwärmen will und dadurch dem Görgel und ſeiner tollen Anklage in ſchönſter Weiſe vorarbeiten wird. — Warum habe ich den Menſchen nicht durch meinen Pluto zerreißen laſſen, als er ſich nächtens in meinen Garten geſtohlen? — Verdammt! — Ich hätte ein Recht dazu gehabt und wäre jetzt ſeiner, und aller Angſt und Sorge los und ledig. —

Es dürfte dem naſeweiſen Burſchen nur gelingen, durch irgend einen Zufall eine Spur von meinem entflohenen Bruder, dem Joſt, aufzufinden, und ich wäre verloren — unrettbar —verloren! —"

Ein tiefes Aechzen folgte, dann fiel ſein Körper, der ſich langſam vorgebeugt, wieder ſchwer in die Kiſſen des Lehnſtuhls zurück.

Eine lange Weile war nichts weiter hörbar als ein abgeriſſenes und verzweifelnd klingendes Stöhnen des ſich ſchon verloren glaubenden Sünders, dann wurden entſetzlich klingende Flüche laut, unter die ſich der Name „Ammi" miſchte, die allein Schuld an ſeinem Unglück ſei, da ſie ihn verhindert den frechen Eindringling zu beſtrafen und unſchädlich zu machen. Endlich verſtummte jeder Ton, jedes Murmeln und wieder herrſchte Todtenſtille in dem dunklen Gemach. —

Endlich, wohl nach Stunden ertönte eine laute grelle Lache, die unheimlich durch das öde Zimmer hallte. Der Brütende ſprang wie neubelebt auf und mit einer keuchenden Stimme, die wie der heiſere Siegesruf eines böſen Dämons klang, rief er:

„Ich hab's! — der Burſche wird mein! mit Leib und Seele ſol er für mich wirken, und Ammi, die ich als mein Verderben angeklagt, der Köder ſein, der ihn mir fängt. Sie wird ihn mir gewinnen, ich bin deſſen gewiß! Ihr Gebahren an jenem Abend, als ſie ihn mit ihrem Leibe ſchützte, ſagt es mir. Schon haben ſich Beide wiedergeſehen, und der junge Herr Juſtitiarius müßte kein Blut in den Adern, kein Herz im Leibe haben, wenn er nicht bereits Feuer gefangen, wenn die Schönheit, die Aufopferung des Mädchens ihn nicht ſchon in ſolche Feſſeln geſchlagen, die ihn zu ihrem Sclaven und natürlich auch zu meinem willenloſen Werkzeug machen. Haha! — Ich Thor, daß ich nicht gleich auf dieſen Gedanken gekommen. — Ich fühle mich von einer furchtbaren Laſt befreit, brauche den Görgel nicht mehr zu fürchten, denn die Juſtiz ſelbſt wird mein Vertheidiger — der Vertheidiger eines armen Verläumdeten — eines Märtyrers ſein! — Haha!“

Und auf's Neue brach er in ein häßlich klingendes Lachen aus, dann öffnete er die Thüre des Schlafgemachs, ſo daß der Schein der Wachskerze wieder voll in das vordere Zimmer fiel, und trat auf einen verſchnörkelten

Schrank zu, dem er eine große gebauchte Flasche und ein hohes Kelchglas entnahm. Letzteres füllte er bis zum Rande mit einer dunkelroth schimmernden Flüssigkeit und hielt es dann hoch empor.

„Auf gutes Gelingen!“ rief er und wollte das Glas an die Lippen setzen. Doch mit zuckender Bewegung hielt er inne. Sein Blick hatte vorher den Inhalt des Glases gestreift, und von dem matten Schein der Wachskerze durchglüht, schimmerte ihm die rothe Fluth entgegen.

„Blut — Blut!“ murmelte er zusammenschaudernd und setzte das Glas, welches in seinen Händen zitterte, wieder auf den Tisch. Den Blick abgewendet, ließ er sich in seinen Sitz zurückgleiten und fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

„— Verdammt! — Ich soll nicht mehr froh werden! — Kaum über die Zukunft beruhigt, taucht sie schon wieder vor meinen Blicken auf — die blutige Leiche — wie sie in jener Mondnacht, auf dem Montroyal, vor mir lag, als ich die Kleider ihr auszog, um diese Zeugen meiner That in den Ruinen zu verbergen.“ —

Eine Pauſe, dann folgte plötzlich ein langgedehnter, röchelnder Ton und der laute entſetzlich klingende Aufſchrei: — „der Brief! — der Brief!“ —

Wie von einer unſichtbaren Macht emporgeſchnellt, hatte ſich ſeine ganze Geſtalt kerzengerade erhoben und wie abweſend ſtierten ſeine Augen in's Leere. Dann fuhren die Arme zuckend, wie nach einem Halt ſuchend, durch die Luft und, wie von einem Schlage getroffen, ſank der Unglückliche zurück in ſeinen Sitz, in dem er wie bewußtlos liegen blieb. —

Wieder verging eine lange Weile. Die Nacht war ſchon weit vorgeſchritten, trüber brannte die Wachskerze in dem Nebenzimmer und noch immer wollte kein Leben in die gebrochene, regungsloſe Geſtalt kommen. Der Gedanke, der dem Verbrecher plötzlich wie ein Blitzſtrahl durch das Gehirn gefahren, hatte auch wie ein ſolcher niederſchmetternd gewirkt. Es war nur ein Augenblick, doch ſeine entſetzlich blendende Helle zeigte dem Brütenden auf einmal und in furchtbarer Klarheit alle Gefahren, die ihn umringten und gleichſam zum Abgrund drängten. Man konnte den Ort der That, die Ruinen unterſuchen

— Görgel, ſein Ankläger, der ſchlau und verſchmitzt genug dazu war, konnte dies verlangen, und das Gericht, ſogar ſein Beſchützer und Vertheidiger, der junge Juſtitiarius mußten ſich fügen. Der halbverſchüttete Kellerraum war wohl noch manchem Bewohner der Umgegend bekannt, und dort fand man die blutbefleckten Kleider, welche nicht die eines gemeinen Dragoners, ſondern die eines Capitains waren. In dem Rocke ſtak der Brief — den ſein Opfer nicht abgeſchickt, deſſen Inhalt der Verbrecher ahnte — nein! nur zu gut zu kennen glaubte, der ihn verderben mußte. — Er war verloren, unrettbar verloren, wenn er die Kleider nicht zu beſeitigen, den verrätheriſchen Brief nicht wieder zu erlangen vermochte.

Dies Alles ſah und fühlte der Verbrecher in dieſem einen Augenblick und es war genügend, um ihn niederzudonnern.

Doch wenn auch nach langer Zeit, ſo erholte er ſich doch nach und nach aus ſeiner Betäubung und endlich vermochte er auch dieſer neuen und größten Gefahr ruhiger in das Antlitz zu ſehen.

Wieder murmelte er: „Der Brief muß mein werden

und wenn ich ihn ſelbſt aus dem Montroyal ausgraben ſollte. — Doch allein könnte ich dies nicht durchführen. Bah! — der junge Menſch muß mir auch dazu behülflich ſein, vereint mit ihm wird es ſchon gehen, und ein Mittel ihn zu ſolchem Abenteuer zu bewegen — zu zwingen, wenn es nöthig ſein ſollte! — habe ich ja in Händen! Einen Vorwand werde ich ſchon zu finden, oder zu erfinden wiſſen.“ —

Abermals trat eine Pauſe ein.

Ruckweiſe, doch kräftig hob ſich Herr von Beuren nun aus ſeinem Sitz empor, furchtlos blickte er eine Weile umher, wobei ſich ſein Mund zu einem verächtlichen Lächeln verzog. Dann ſchlug er ſich vor die Stirne und rief mit ganz anderm, faſt freudig klingendem Ton:

„Das Beſte vergaß ich in meinem Brüten, in meiner dummen Aengſtlichkeit. — Wenn Alles fehlſchlägt, ſo bleibt mir ja das Zeltinger Amthaus — das chur-kölniſche Aſyl! Ich will ſehen, wer mich daraus hervorzuholen wagt, wenn Ammi und Er, der Juſtitiarius, um mich und für mich ſind — für mich ſein müſſen. — Vor allen Dingen gilt es, koſte es was es wolle, den jungen Walbot

hierher zu ziehen und an mich zu feſſeln, und dazu ſoll morgen — oder vielmehr heute ſchon Rath werden."

Die letzten Worte hatte er mit einem lächelnden Blick auf das Fenſter geſprochen, durch welches man am fernen Horizont den erſten Schimmer der beginnenden Morgenröthe erblickte.

Die furchtbare Nacht war in der That vorüber und mit dem erſten Grauen des Tages kam dem Schloßherrn auch wieder ein neuer Muth. Ohne Säumen ſchritt er auf ſein Schlafgemach zu, ſchloß die Thüre, blies das kohlende Licht aus und warf ſich auf ſein Lager, um die Ruhe zu ſuchen, deren ſein Körper und mehr noch ſein gemarterter Geiſt ſo benöthigt waren.

Draußen ſangen die Vöglein ihre Lieder dem neuen Tage entgegen und unter ihrem Jubiliren ſandte Ammi ihr Morgengebet zu dem Herrn der Welt, dem ſie in rührender Bitte und voll gläubiger Zuverſicht ihr ferneres Schickſal empfahl, das in der nun verfloſſenen Nacht ein Dämon nach ſeinem Willen zu lenken geglaubt.

Neuntes Capitel.

Eine Umwandlung und ein Verhör.

Herr von Beuren mußte keinen unruhigen Schlaf gehabt haben, denn er war mit recht guten und vernünftigen Gedanken erwacht, die er sofort zur Ausführung zu bringen sich anschickte. Gegen Mittag war es, als er die Glocke, welche von seinem Zimmer auf den innern Flur des Schlosses führte, laut und anhaltend ertönen ließ. Seit langer Zeit, ja seit Jahren war dies nicht geschehen, so, daß die beiden übrigen Schloßbewohner, sammt dem Hunde Pluto, den mächtigen metallenen Klang vollständig vergessen hatten. Um so mehr setzte er sie jetzt in Erstaunen und nicht gewöhnliche Aufregung.

Der Hund heulte, daß es laut durch das Schloß und den stillen Gang hallte; Ammi lief aus der Küche, Nickel

aus dem Hofe herbei, und während Letzterer in das Schlafzimmer seines Herrn eilte, dabei vergaß — absichtlich, oder unabsichtlich, wer kann es wissen? — die Thüre, welche in den Salon führte, zu schließen, blieb das Mädchen in dem letzteren Raum zurück, recht ängstlich auf irgend etwas Ungewöhnliches, das sich wohl ereignet haben mochte, harrend. Doch ihre Bangigkeit sollte bald verschwinden, denn Herr von Beuren sprach sehr laut, mit fester Stimme, und sie vermochte jedes Wort zu hören.

„Sage der Ammi," so redete der Schloßherr den immer mehr erstaunenden Diener an, „daß ich heute, wie von nun an alle Tage, mit ihr speisen werde, dann lege mein Couvert auf. Für heute wollen wir noch in der kleinen Stube unser Mittagsmahl halten, bis morgen aber wirst Du den Speisesaal gelüftet und gereinigt, das Silberzeug geputzt haben, denn dort werde ich in Zukunft mit — dem Fräulein speisen."

Nickel war über diese Befehle so verblüfft, daß er nur ein staunendes „A—ah!" hervorbringen konnte. Sein Herr weidete sich in recht hämischer Weise an dem Staunen des Mannes und schien eine wahre Freude daran zu

finden, ihn durch immer neue, ungewöhnliche Aufträge mehr und mehr zu verwirren.

„Sodann," hub er wieder und mit gutgespieltem, nachläſſigem Ton an, „richteſt Du den Salon, das Spiel- und Muſikzimmer nebenan ordentlich her. Möbel und Gardinen werden ausgeſtaubt, die Fenſter gereinigt. Auf's Schnellſte muß Alles beſorgt werden, denn ich hoffe wohl bald — Gäſte hier bei mir zu ſehen."

Jetzt konnte ſich Nickel nicht mehr halten. Gäſte in Beurenhof, wo man ſeit zwanzig Jahren kein fremdes Geſicht erblickt hatte?! Das war zu ſtark! es ging dem Manne über ſeinen Horizont. Er wollte aufſchreien, reden, doch Herr von Beuren ſchnitt ihm lachend jeden Ton vom Munde, indem er ſagte:

„Aha! ich verſtehe. Allein kannſt Du die viele Arbeit bis Morgen nicht zu Ende bringen — ganz richtig! — und deshalb iſt es nicht mehr als recht und billig, daß ich Dir Hülfe verſchaffe. — Gegen Abend gehſt Du in das Dorf und dingſt Dir ein paar Weiber mit kräftigen Fäuſten, ſchaffſt Dir Beſen und Flederwiſche an und bringſt morgen in der Früh alles in das Schloß. Ver-

eint werdet Ihr dann rasch fertig werden. — Auch sorge mir für eine zuverlässige Person, welche fortan bei uns bleiben, die Küche besorgen und das Fräulein bedienen kann. — Nun glotze mich nicht länger mehr an, sondern gehe!" —

Die Verwunderung Nickels war einer wahren Freude gewichen, denn die zuverlässige Person hatte er bereits gefunden. Wie der Herr hatte auch der Diener seine kleinen Geheimnisse, die durch letztern unerwarteten Befehl eine freudige Lösung finden konnten. Ein lautes „Juchhe!" mit Gewalt hinunterwürgend, enteilte Nickel flüchtigen Fußes dem Schlafkabinet seines vollständig verwandelten Gebieters, als dessen Stimme ihn nochmals, mitten auf seinem Wege und höchst unsanft bannte.

„Noch Eines, Nickel!" rief Herr von Beuren ihm nach. „Zugleich kannst Du zu dem Herrn Pfarrer gehen, ihm sagen, daß er meine Urkunden und die andern Scripturen bereit halte, ebenso die Rechnungen. Sobald er damit in Ordnung sei, lasse ich ihn bitten, zu mir zu kommen, damit ich mit ihm abrechnen kann. Jetzt gehe

und avertire das Fräulein, es iſt Alles, was ich Dir für heute aufzutragen habe."

Und Nickel ging. Auf Ammi, die Herr von Beuren heute zum erſten Mal „das Fräulein" genannt, die ebenfalls ſtarr vor Staunen, die Hände zuſammengeſchlagen, daſtand, trat der Diener mit freudeſtrahlendem Geſicht zu. Schon wollte er die erhaltenen Befehle flüſternd wiederholen, als auch auf Ammi's ſchönem Geſichte die helle Freude aufleuchtete. „Komm nur!" raunte ſie ihm zu. „Alles habe ich gehört und eine neue Zeit ſcheint für das Schloß und für uns zu beginnen." Dann eilte ſie flüchtigen Fußes davon und der Küche zu.

„Insbeſondere für mich," murmelte Nickel ſtillvergenügt, indem er ihr raſch folgte.

Hinter der Thüre ſeines Zimmers trat der Schloßherr ſachte hervor. Er ſchien die Beiden belauſcht und ſich an ihrem Staunen geweidet zu haben, denn ſein Antlitz zeigte ein, wenn auch etwas gezwungenes Lächeln. Doch bald nahmen ſeine Züge wieder den ihnen eigenthümlichen finſtern und brütenden Ausdruck an.

„Ich spiele ein gewagtes Spiel," sagte er mit leisem, tiefem Ton zu sich selbst, indem er wieder in sein Schlafzimmer zurücktrat, um sich vollends und sorgfältiger als gewöhnlich anzukleiden. „Doch will ich es gewinnen, darf ich nichts unterlassen, was zu solchem Erfolge dienen kann. Je mehr ich sie an mich feßle, je sicherer sind sie mir."

Kurze Zeit darauf eilte Ammi wieder herbei, sie fand Herrn von Beuren im Salon und in einem so geordneten, sogar eleganten Anzuge, wie sie sich nie erinnerte ihn gesehen zu haben. Nachdem ihr abermaliges Staunen sich gelegt, meldete sie ihm, daß das Mittagessen bereit sei, und mit möglichster Freundlichkeit erhob sich der Schloßherr, um dem Mädchen in das einfache Eßzimmer zu folgen, welches morgen mit dem großen und reichgeschmückten Speisesaal des Schlosses vertauscht werden sollte.

* * *

Während solches im Schlosse Beurenhof vorging, Ammi eine seltene und reine Freude über die scheinbare Umwandlung des Schloßherrn empfand, von der sie wohl das Beste hoffen durfte, und ihr Mund vor Lust hätte

aufjauchzen mögen, befand ſich der junge Walbot in einer mehr als ernſten Stimmung. Nach der Abfahrt der beiden Frauen hatte er ſich zu dem Schäfer Grates geſetzt, um ſich von dieſem die Blutthat auf dem Montroyal, ſowie den Verlauf der Prozedur nochmals und ſo genau erzählen zu laſſen, als es der Mann vermochte. Obgleich Grates keineswegs ſich als Augenzeuge kundgab, ſondern Alles nur aus dem Munde des entflohenen Joſt wiſſen wollte, war doch ſeine Darlegung der ganzen Affaire ſo detaillirt als möglich. Nur über den Mord ſelbſt und durch wen die beiden Beweisſtücke, welche den Fiſcher-Joſt verurtheilt hatten, aus deſſen Hütte und an den Ort der That gelangt, vermochte der Schäfer nichts mitzutheilen. Ueber Letzteres war er nicht einmal im Stande, eine lichtbringende Vermuthung aufzuſtellen. Mantel und Hut hatte der Fiſcher-Joſt täglich im Gebrauch, an beſtimmter Stelle hingen ſie, und da der Holländer-Rickes feſt behauptet, ihn in dieſen Kleidungsſtücken geſehen zu haben, wie er in der Nacht aus der Hütte getreten und nach dem Montroyal hinaufgegangen, Joſt aber ebenſo beſtimmt ausgeſagt, daß er ſeine Wohnung in jener Nacht keinen

Augenblick verlaſſen, ſo mußte natürlich ein Diebſtahl ſtattgefunden haben und der geheimnißvolle Dieb auch der Thäter geweſen ſein.

Doch wer war es? Joſt, ſo ſagte Grates, habe nie darüber mit ſich in's Klare kommen, oder einen Anhaltspunkt für irgend eine beſtimmte Vermuthung finden können.

Bis hierher war das Geſpräch zwiſchen den beiden Männern, beſonders von Seiten Huberts recht eifrig geführt worden, nun aber wurde der Schäfer einſilbiger, er verſank immer mehr in Sinnen und verſtummte endlich ganz. Dem jungen ſcharfblickenden Juriſten wollte es ſogar ſcheinen, als ob der Grates ihm nicht alles ſage, was er wiſſe, und wäre Hubert nicht Zeuge der ergreifenden Scene des Nachmittags geweſen, ſo hätte wohl ein Verdacht gegen den ſtillen bärtigen Mann in ihm aufſteigen können. Doch gewaltſam drängte er ſolche böſe Gedanken zurück und das Schweigen des Alten ehrend, zog er ſich auf ſein Zimmer zurück.

Die ganze Nacht quälte er ſich, ab um irgend eine annehmbare Löſung des blutigen Räthſels zu finden, doch vergebens! Nun entſchloß er ſich ſo raſch und energiſch als

möglich zu handeln. Am Morgen ſchrieb er einen langen und freundlich-höflichen Brief an ſeinen Sponheim'ſchen Amtsbruder zu Trarbach und bat denſelben um Mittheilung der Acten des betreffenden Prozeſſes. Ein Diener brachte das Schreiben ſofort nach Trarbach. Herr Pancratius Zumpt war längſt den Weg alles Fleiſches gegangen und eine jüngere, weniger pedantiſche Perſönlichkeit hatte ihn als Schultheiß erſetzt. Der Brief des churkölniſchen Juſtitiarius wurde ebenſo freundlich, als er abgefaßt war, an- und aufgenommen, und der Diener kehrte gegen Mittag nach Zeltingen zurück, ſchweißtriefend und keuchend unter einer wahren Laſt alter ſtaubiger Acten, welche alle die nöthigen, wie auch höchſt unnöthigen Schreibereien, Protokolle, Zeugenausſagen und andern Aufzeichnungen, den Maleficanten, ſeine Verurtheilung und höchſt ungebührliche, geſetzwidrige Entweichung enthielten.

Gern hätte Hubert ſofort Herrn von Beuren in ſeinem Schloſſe aufgeſucht, doch mußte er ſich noch gedulden. Unvorbereitet durfte er nicht vor ihn treten um mit ihm über den Prozeß zu reden; die Acten mußte er vorher

genau durchgehen, kennen lernen und ſich zu eigen machen, dann erſt konnte er es wagen, den Weg nach Beurenhof mit irgend einem Erfolg anzutreten. So ging er denn ſogleich an die Arbeit. Den ganzen Tag und einen Theil der Nacht ſtudirte er eifrig die Protokolle und fand nur zu bald, daß Herr Pancratius Zumpt mit einem unverzeihlichen Leichtſinn verfahren. Schon am andern Tage glaubte er genug von der Procedur zu kennen, um darüber in beſtimmter Weiſe urtheilen zu können, und nun hielt es ihn nicht länger. Gewaltſam drängte es ihn fort nach dem ſtillen Schloß, wo er Ammy wußte. Doch immer ernſter wurde der junge Mann, wenn er ſich den finſtern Schloßherrn vergegenwärtigte und welch' einen Empfang dieſer ihm bereiten würde — wenn er ſich überhaupt zu einem Empfang verſtände. Den Eintritt in das Schloß gedachte er ſich indeſſen im Nothfall als Vertreter des Geſetzes verſchaffen zu können; durfte er ſich doch als Bevollmächtigter einer einſt durch das Trarbacher Gericht ſchwer geſchädigten Partei betrachten, die einen neuen Prozeß anzuſtrengen beabſichtige, bei welchem Herr von Beuren als Hauptzeuge zu figuriren habe.

Hubert warf ſich demgemäß in ſeinen beſten Staat. Ein breitſchößiges Habit von dunkler Farbe, welches der jugendlichen Geſtalt etwas Ernſtes, ſogar Würdiges verlieh, zog er an, ſteckte den zierlichen, doch auch handlichen Degen, den er ſehr gut zu führen verſtand, nach damaliger Sitte durch die Rockſchöße und in Begleitung ſeines Knechts trat er den Weg über die Höhen nach Schloß Beurenhof an. Nicht bis an ſein Ziel ſollte der Mann ihn geleiten, ſondern ihn nur auf den richtigen Weg bringen, damit er ſich nicht verirre und keine koſtbare Zeit verliere. So wanderte denn auch Hubert bald allein über die ſtille Hochebene dem Schloſſe Beurenhof zu. Seine Gedanken waren bei Ammi und lebendig trat ſein erſtes Zuſammentreffen mit ihr und dem finſtern Schloßherrn in jener mondbeglänzten Nacht wieder vor ſeine Seele. Je näher er aber dem Schloſſe kam, je ernſter wurde ſeine Stimmung, und er gedachte endlich nur des böſen Blickes des Mannes, mit dem er gleichſam einen Kampf zu beginnen im Begriff ſtand.

Herr von Beuren befand ſich im Salon und ſprach mit Ammi, die ſich nicht weit von ihm in einen der weichen

Seſſel hatte ſetzen müſſen. Von ſeinen neuen Anordnungen redete er ſo unbefangen als möglich mit dem Mädchen, die ihre Freude darüber kaum zu verbergen vermochte — als plötzlich draußen drei ſchwere Schläge wider das große Einfahrtsthor geführt wurden, welche im Verein mit dem Heulen des Hundes laut durch die Stille des Orts tönten.

Den Schloßherrn verließ unwillkührlich die erkünſtelte ruhige Haltung und menſchenfreundliche Stimmung, ſeine Brauen zogen ſich zuſammen und finſter, drohender wurde ſein Blick. Da eilte Nickel in ſichtlicher Erregung herein und meldete, daß draußen vor dem Thore Herr Hubert Walbot, chur-kölniſcher Juſtitiarius von Zeltingen ſtehe und dem gnädigen Herrn von Beuren ſeine Aufwartung zu machen wünſche.

Ammi war bei Nennung des Namens todtbleich geworden. Alles Blut ſchien aus ihren Wangen gewichen und in athemloſer Angſt ſtarrte ſie den Schloßherrn an, jeden Augenblick einen Zornes-Ausbruch erwartend.

Doch nichts Derartiges erfolgte. Eine Weile ſchien Herr von Beuren mit ſich zu Rathe zu gehen, doch hellten

ſich ſeine finſtern Züge zuſehends auf, bis er endlich mit ganz natürlichem Tone und zur höchſten Ueberraſchung ſeiner beiden Zuhörer, ſogar in recht verbindlicher Weiſe zu dem Diener ſagte:

„Es wird mir ein Vergnügen ſein, den Herrn Juſtitiarius zu empfangen. Melde dies dem Herrn und führe ihn herein zu mir in den Salon.“

Einen lauten Schrei voll freudiger Ueberraſchung ſtieß Ammi aus, während Nickel ſich mit beiden Händen nach dem Kopfe fuhr, wohl um zu erproben, ob er noch wach ſei und nicht träume. Dann lief er ſpornſtreich davon, um zu thun, wie ſein Herr geboten.

„Ammi“, ſagte Herr von Beuren jetzt haſtig und ernſt, doch nicht unfreundlich zu dem Mädchen, „verlaß uns und gehe in den Garten, denn ich habe mit Herrn Walbot zu reden.“.

Im nächſten Augenblick war Ammi hocherröthend aufgeſprungen, leicht wie eine Gazelle enteilte ſie dem Salon und floh hinaus in den Garten, um in der grünen Einſamkeit ihre Erregtheit zu bergen, über das Seltſame,

welches ſie ſoeben erlebt, das ſie jedoch mit Freude und Hoffnung erfüllte, nachzudenken. —

Jeden Schlag, den Hubert wider das ſchwere Thor geführt, hatte er in ſeiner Bruſt zu ſpüren geglaubt, ſo gewaltig pochte ſein Herz. In banger Erwartung, doch auch voll entſchloſſenen Trotzes ſtand er da, als Nickel den Thorflügel weit aufriß und mit ſtrahlendem Geſicht ihm die Antwort des Herrn von Beuren meldete.

Eine Centnerlaſt fiel von dem Herzen des jungen Mannes. Er athmete auf, ſein Geſicht erhielt den natürlichen Ausdruck wieder und hocherhobenen Hauptes, feſten Schrittes, ruhig der Dinge entgegenſehend, die da kommen würden, folgte er dem Diener, der mit tiefer Verbeugung die Thüre des Salons öffnete.

Einige Augenblicke ſpäter ſtand Hubert vor dem Herrn von Beuren.

Das knochige, unſchöne Geſicht des Schloßherrn hatte ſich in möglichſt freundliche Falten gelegt, als er ſich erhoben, um durch eine leichte Verneigung des Hauptes ſeinen Gaſt zu begrüßen. Zugleich deutete er auf einen

Seſſel, den Hubert nach einem ſtummen Gegengruß näher herbeizog, und ſagte verbindlich:

„Was verſchafft mir die Ehre den Herrn Juſticiarius von Chur-Köln hier bei mir, in meiner Einſamkeit zu ſehen?“

Hubert hatte ſich langſam geſetzt. Dieſer Empfang, den er ſich nicht im entfernteſten hätte träumen laſſen, verwirrte ihn faſt und ſeine Wangen färbten ſich höher. Das war der Mann nicht, dem er in jener Nacht begegnet und auf Tod und Leben gegenüber geſtanden. Nichts von alle dem erfolgte, was er erwartet, wogegen er ſich gerüſtet hatte, und ſeinen ganzen geſchickt entworfenen Plan der Campagne gegen den finſtern Schloßherrn, den Kerkermeiſter Ammi's, ſah er mit einem Mal vollſtändig über den Haufen geworfen. Doch faßte er ſich ſo raſch als möglich und entgegnete in gleich höflicher Weiſe:

„Ich komme, um Herrn von Beuren vor allen Dingen meine Excuſen darzubringen, daß ich vor einigen Tagen, von meiner Neugierde beſiegt, ohne Erlaubniß ſeinen Garten betreten.“

„Reden wir davon nicht mehr, mein werther Herr Walbot“, warf Herr von Beuren mit leichtem Ton ein, „sonst wäre es an mir, Sie um Vergebung zu bitten, daß ich den Herrn Justitiarius einen Augenblick lang für einen Uebelthäter gehalten und demgemäß gegen ihn verfahren wollte. Ich hoffe bestimmt, daß Sie mir dies, in Anbetracht der Umstände, die mich allerdings in etwas zu entschuldigen vermögen, nicht nachtragen werden. Diese fatale Angelegenheit nunmehr für immer erledigt, heiße ich Sie denn als nunmehriger Nachbar auf Schloß Beurenhof willkommen.“

Hubert verbeugte sich und Herr von Beuren fuhr fort:

„Leider vermag ich Ihnen, einem jungen lebensfrohen Manne, nicht viel zu bieten, denn ich lebe fast allein und von der Welt zurückgezogen hier in meinem alten Schlosse. Doch sollten Sie es über sich gewinnen können mich hie und da, so oft es Ihre Zeit erlaubt, in meiner Einsamkeit mit ihrer Gegenwart zu beehren, so würde mir dies größtes Vergnügen gewähren.“

„Mir die Erlaubniß hierzu zu erbitten, hatte ich mir vorgenommen,“ erwiderte Hubert, „da ich mancherlei mit

Ihnen zu beſprechen wünſchte. Ihr überaus freundlicher Empfang, den ich, ich geſtehe es offen, nicht erwarten durfte, ermuthigt mich deshalb Sie ſofort in einer ſehr ernſten Angelegenheit um Auskunft zu erſuchen."

„Reden Sie, Herr Juſtitiarius! Ich bin bereit Sie zu hören und jede Ihrer Fragen zu beantworten — ſoweit mir dies möglich ſein wird," ſagte der Andere in gleich zuvorkommender Weiſe, obgleich innerlich nicht wenig erregt. Wußte er doch nur zu gut, worüber ſein Gaſt nun ſprechen, welche Auskunft er von ihm verlangen würde!

„Es handelt ſich um das Verbrechen, vor etwa zwanzig Jahren an Ihrem Diener begangen," hob nun Hubert an, nunmehr als Juriſt und mit vollſtändig wieder erlangter Sicherheit redend. „Was ich bis jetzt darüber in Erfahrung gebracht, läßt mich glauben, daß die damalige Juſtiz zu raſch und zu flüchtig verfahren und wohl einen Unſchuldigen verurtheilt haben könnte. Ich habe mir vorgenommen, den Proceß zu ſtudiren und wenn wirklich ein Unrecht begangen, es in möglichſter Weiſe zu ſühnen und wieder gut zu machen. Intereſſant und ſogar höchſt nothwendig wäre es mir, bevor ich weiter vorgehe, Ihre

Anſicht über das damalige Verfahren der Trarbacher Richter zu hören."

Herr von Beuren hatte ſich in die Ecke des Sophas zurück geworfen und ſaß nun ſo, daß ſein Geſicht im Schatten lag. Als vorläufige Antwort und wohl auch um ſo viel Ruhe als möglich zu erlangen, zuckte er die Achſeln und mit einem Ton, als ob die Sache ihm ziemlich gleichgültig, ſogar etwas langweilig ſei, ſprach er:

„Alſo es betrifft die alte, längſt abgethanene und vergeſſene Geſchichte, und Sie wollen dieſelbe wieder auffriſchen? Ich weiß nicht, ob Sie recht daran thun, mein werther Herr Walbot, und überhaupt irgend Etwas erreichen werden. Der Thäter wurde ſeinerzeit überführt, verurtheilt, und wäre auch ganz ſicher gehängt worden, wenn er ſich nicht rechtzeitig aus dem Staube gemacht. Ich habe über die ganze leidige Affaire nie anders geurtheilt, als die Trarbacher Richter."

„Welch' einen Grund hätte der Keweniger Fiſcher Joſt haben ſollen, Ihren Diener, einen ihm ganz fremden Menſchen zu tödten? Er durfte doch wohl nicht hoffen, Schätze bei ihm zu finden? Wäre ein Raubmord beab-

ſichtigt geweſen, ſo hätte der Anſchlag mehr Ihrem eigenen Leben, als dem Ihres Dieners gelten müſſen."

„Doch die Leiche war vollſtändig ausgeraubt."

„Das heißt ihrer Kleider beraubt! Hätte Joſt die That einer alten franzöſiſchen Dragoner-Uniform wegen verübt, ſo würde man mit wenig Mühe die Kleidungsſtücke ganz gewiß bei ihm gefunden haben, ſo aber waren und blieben ſie ſpurlos verſchwunden."

„Konnte der Mann ſie nicht vernichtet oder ſo verſteckt haben, daß er ſelbſt nicht mehr im Stande geweſen ſie aufzuſuchen?" warf Herr von Beuren raſch ein, um den Gedanken des Juriſten zu begegnen. Doch ſchon im folgenden Augenblick bereute er die geſprochenen Worte.

„Hm! nicht unwahrſcheinlich!" lautete die Antwort Huberts, der ſinnend vor ſich niederblickte. — Doch was würde gerade dem Joſt das Verſchwinden der Kleider genützt haben? Nein, dieſe Deutung iſt unmöglich, oder man muß zugeben, daß nicht Joſt — ſondern ein Anderer die That begangen. Und dieſer Andere hätte dann nur Jemand ſein können, der Ihnen und Ihrem Diener näher

gestanden, ein Interesse an dem Tode des Letzteren gehabt hätte."

Nach diesen Worten blickte Hubert auf und den Schloßherrn fragend an. Dieser fühlte sich bis ins Innerste getroffen und wagte kaum weiter zu reden, aus Furcht seinen Gegner auf dieser Spur weiter zu führen. Um alle Zweifel des jungen Mannes mit einem Male zu beseitigen, wie er glaubte, rief er endlich:

„Doch Mantel und Hut des Fischers, die man bei der Leiche gefunden?"

„Beweisen im Grunde nichts!" entgegnete Hubert rasch und mit dem Eifer eines Juristen, der sich für seine Sache interessirt. Die beiden Kleidungsstücke können dem Fischer aus der Tag und Nacht offenen Hütte gestohlen worden sein; der Thäter kann sich ihrer bedient haben, erstens, um sich seinem Opfer gegenüber unkenntlich zu machen, zweitens — und dies wäre ein noch wahrscheinlicher, wenn auch wahrhaft entsetzlicher Grund — um den Verdacht der That auf einen Andern, einen Unschuldigen zu lenken."

„A—ah!“ ſchrie Herr von Beuren wahrhaft entſetzt auf, unfähig die Bewegung, welche ihn erfaßt hatte, zu bemeiſtern. Glücklicher Weiſe für ihn deutete Hubert dieſen Schrei und die ſichtliche Aufregung anders, denn raſch rief er:

„Sie ſind alſo auch meiner Meinung, daß eine andere Erklärung der That möglich ſei?“

Herr von Beuren antwortete im erſten Augenblick nicht. Er verſuchte ſich den Anſchein zu geben, als ob er über die eben ausgeſprochene Vermuthung nachſinne. Als aber Hubert nicht nachließ ihn fragend und immer ſchärfer anzuſchauen, hielt er es denn doch für gut irgend etwas, wodurch er Zeit gewinnen könne, zu erwidern, und langſam ſprach er:

„Laſſen Sie mich nachſinnen. — Sie haben mich da auf einen Gedanken gebracht, der mir bis jetzt nicht gekommen.“

Und er lehnte ſich tief in ſeine Ecke zurück, wohl um nachzudenken, doch über etwas ganz Anderes, als er Hubert in Ausſicht geſtellt.

Der junge Mann wartete. Auch er machte ſich's in ſeinem Seſſel bequem, doch unverwandt und mit geſpannter Neugierde blickte er Herrn von Beuren an.

Dieſer ſaß da, tief ergrimmt über ſich ſelbſt, daß er ſo unvorſichtig ſich in dieſe Gefahr begeben, über den zudringlichen Frager, der ihn gewiß noch fangen, verderben würde. Er fühlte nur zu gut, wie der Boden unter ſeinen Füßen, den er für alle Zeit feſt gewähnt, mehr und mehr wich, und ſuchte vergebens nach einem Halt. Endlich, als die Pauſe in dem Geſpräch peinlich, ſelbſt gefährlich zu werden drohte, murmelte er:

„Ich war auf einer falſchen Fährte, meine Vermuthungen führten zu keinem Reſultat. Nur Eines," ſetzte er plötzlich und munter hinzu, „iſt mir unerklärlich. Der Thäter lehnte ſich kaum gegen die Anklage auf; wenn er unſchuldig geweſen wäre, hätte er Himmel und Erde in Bewegung ſetzen müſſen, um dies zu beweiſen. Doch er that nichts dergleichen und ließ ſich ſtillſchweigend verurtheilen. Wie erklären Sie dieſes?"

Hubert, der eine ganz andere Rede erwartet hatte, zuckte die Achſeln. „Auf natürliche Weiſe!" erwiderte er.

„Der Fiſcher ſoll ein ſtiller ruhiger Mann geweſen ſein. Das furchtbare Unglück, welches ſo plötzlich von allen Seiten auf ihn einſtürmte: der Tod ſeines Weibes, die entſetzliche Anklage auf Mord, alles dies mußte den Mann ſchwer darniederdrücken und war gewiß auch im Stande ihn gleichgültig, für Augenblicke ſogar ſtumpfſinnig zu machen. Weiter ließ man ihm ja kaum Zeit zu ſeiner Vertheidigung: das Urtheil wurde mit einer Haſt gefällt, die unverzeihlich, zum wenigſten unerklärlich bleibt. Nicht einmal mit Ihnen, dem Hauptzeugen, iſt der angebliche Thäter confrontirt worden, ein Fehler, den nichts zu entſchuldigen vermag."

„Sie vergeſſen ſeine Flucht," ſagte der Andere nun eifrig. „Gerade dieſes und wie er ſie ausgeführt ſpricht gegen ihn. Anſtatt ſpurlos zu verſchwinden, mußte er, wenn er ſich unſchuldig fühlte, in der Nähe bleiben, und laut und öffentlich gegen die Anklage, das ungerechte Urtheil proteſtiren —"

„Wie konnte er dies?"

„Sie vergeſſen Zeltingen, das chur-kölniſche Amt, welches ja ein Aſyl für Jeden, ſelbſt für den Verbrecher

eines andern Landestheiles iſt!“ rief Herr von Beuren mit einer wahren Siegesfreude, denn er glaubte nicht allein einen Vortheil über ſeinen Gegner gewonnen zu haben, ſondern nunmehr auch die volle Gewißheit über das Aſylrecht des Amthauſes zu erlangen.

Hubert ſtutzte. „Sie haben Recht,“ erwiderte er endlich. „An das veraltete und durch nichts zu rechtfertigende Vorrecht unſeres Amthauſes hatte ich in dieſem Augenblick nicht gedacht. Joſt floh nicht nach Zeltingen, das ihm doch ſo nahe lag, ſondern auf den Hunsrück, zum wenigſten zeigte er ſich, nach der Ausſage unſeres Schäfers Grates, kurze Zeit nach ſeiner Flucht alldort und in dem Orte, wo ſein Kind, die kleine Ammi, bei entfernten Verwandten ſich befand. Und dennoch —“

Den letzten Theil ſeiner Rede hatte er ſinnend und wie zu ſich ſelbſt geſprochen; nun hielt er plötzlich, wie von einem ſonderbaren Gedanken überraſcht, inne. Dem Schloßherrn ſchien dieſe unerwartete Pauſe ſehr erwünſcht zu kommen. Was den jungen Mann in dieſem Augenblick bewegte, war ihm vollſtändig gleichgültig? er wußte nun beſtimmt, was er in Beziehung auf das Amthaus zu

wiſſen gewünſcht und war froh, daß er dieſe Unterbrechung benutzen konnte, um das Geſpräch zu beenden. Er bedurfte Ruhe, das fühlte er nur zu gut und raſch beſchloß er, ſich des unbequemen und höchſt gefährlichen Geſellſchafters nicht allein zu entledigen, ſondern ihn auch auf den Weg zu dirigiren, den Jener zu ſeiner, des Schloßherrn Sicherheit, zu gehen habe.

Einen Augenblick überließ Herr von Beuren den Sinnenden ſeinen Gedanken, dann ſprach er leiſe und in höflichem Ton:

„Im Falle es dem Herrn Juſtitiarius nunmehr genehm ſein wird, werde ich mir die Ehre geben, Demſelben meine — Pflegetochter Ammi vorzuſtellen.

Der junge Mann fuhr plötzlich aus ſeinen Gedanken auf. Er wurde über und über roth und ſtotterte verlegen eine Antwort.

Herr von Beuren lächelte, dann fuhr er fort:

„Doch ich beſinne mich! die Bekanntſchaft wurde ja bereits gemacht und ſogar auch ſchon fortgeſetzt, wie Ammi mir geſtanden. Ich bin deshalb einer Förmlichkeit überhoben und erſuche den Herrn, im Falle er Ammi begrüßen

will, nur in den Garten zu gehen, wo das Mädchen leicht zu finden ſein wird."

Hubert erhob ſich und mit einer Verbeugung nahm er vorläufigen Abſchied von dem Schloßherrn, der ihm noch ein freundliches „Auf Wiederſehen, Herr Walbot!" zurief. Dann verließ der junge Mann den Salon.

Herr von Beuren war allein.

Tief athmete er auf und während ſein Geſicht den ihm eigenthümlichen finſtern Ausdruck wieder annahm, zuckte die ganze Geſtalt in einer Weiſe zuſammen, als ob die Muskeln, welche ſie bis jetzt aufrecht gehalten, mit einem Male ihre Kraft verloren hätten. Eine Weile blieb er ſtumm, bewegungslos liegen, nur ein keuchendes Athmen war hörbar. Endlich aber murmelte er:

„Ein Glück, daß das Verhör vorüber iſt, ich hätte es nicht länger mehr ausgehalten, ohne mir Blößen zu geben, oder gar mich zu verrathen. Doch es geht gut — ich darf mich ſchon beruhigen."

Nun blickte er mit einem grinſenden Lächeln auf und durch die Scheiben in den Garten. Dann fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort:

„Muß doch ſehen, wie die Kinder es anſtellen, um ſich zu verſtändigen! — Haha! — Auf alle Fälle wird es gut ſein, wenn ich weiß, wie weit die Sache überhaupt bei dieſer Zuſammenkunft gedeiht.“

Hierauf nahm er ſeinen Krückſtock und ſchlich langſam und matt aus dem Salon und hinaus in den ſtillen Garten, wo die gebückte Geſtalt, bald unter der grünen Wirrniß der Büſche verſchwand.

Zehntes Capitel.

Dornröschen iſt erlöſt.

Zu ihrem Lieblingsplätzchen war Ammi geeilt. Dort von dem Gebüſche wilder Roſen und zahlloſer ſüßduftender Blüten gedeckt, ſaß ſie auf der Steinbank und verſuchte vorerſt ihr mächtig klopfendes Herz, das ſich unbehindert dem Glauben an ein unbegrenztes Glück hingegeben, zur Ruhe zu bringen. — Hubert im Schloſſe! bei dem, bis noch vor wenigen Tagen ſo menſchenſcheuen Herrn von Beuren?! — Es war ein Wunder! Und weshalb ſollte da nicht noch ein zweites geſchehen? Eine innere Stimme flüſterte ihr verführeriſch zu, zu hoffen — zu warten, denn wenn irgend im Schloſſe, würde ſie hier ihn ſehen und ſprechen. Beide Hände mußte das Mädchen bei dieſem Gedanken auf ihre Bruſt preſſen, die ihr

faſt zu zerſpringen drohte. Ihr hochgeröthetes Antlitz wandte ſie, gleichſam Schutz ſuchend, dem Schatten der Gebüſche zu. Doch — wie garſtig! — da blickte ein ſteinerner Faun durch die Blüten und wilden Roſen ſie mit grinſendem Lächeln an, als ob er ſie necken, oder gar ob ihrer Freude höhnen, ihr ſagen wolle, daß ihr Hoffen vergebens ſei und ſie wie bisher allein mit dem ſteinernen Geſellen in dem großen ſtillen Garten bleiben würde — einſam und allein — wie das verzauberte Dornröschen.

Erſchrocken wandte Ammi den Blick von dem ſteinernen Bilde, das Leben zu haben ſchien, ab.

Sonderbar! Die Figur hatte früher doch auch an derſelben Stelle geſtanden? Oftmals hatte Ammi unbefangen auf den Faun geſchaut, der mit ſeinen langen Ohren verſtohlen und ſo verſchmitzt aus dem Gebüſche lugte! ſie hatte mit ihm geplaudert, ſogar um die Wette gelacht und niemals Aehnliches zu ſehen noch zu empfinden geglaubt wie heute. Es ging nicht mit natürlichen Dingen zu, ſie befand ſich wirklich in einem Zaubergarten, und was ſie ſeit einigen Tagen erlebte, war Alles wohl nur — ein Märchen!

Auf die bemooſte Steinbank lehnte ſie ſich zurück und von ſolchen widerſtreitenden Gedanken erfüllt, ſchwankend zwiſchen Bangen und freudigem Hoffen, von dem ſüßen Blütenduft ringsum ſie her berauſcht, überließ ſie ſich willenlos der mächtigeren Strömung in ihrem Innern, die ſie unmerklich in das bunte Reich des Traumes leitete.

An Huberts Seite ſah ſie ſich, und zu ihren Füßen hingeſtreckt lag der garſtige ſteinerne Geſelle dort aus dem Gebüſche, der ſich in einen böſen Drachen verwandelt hatte und von Hubert beſiegt worden war. Mit dem letzten Todesröcheln verſchwand das Unthier und nun erſchien eine ehrwürdige Männergeſtalt — die faſt die Züge des bleichen Schäfers Grates trug, den ſie aber ſofort als ihren wiedergekehrten Vater erkannte. Laut weinend warf ſie ſich ihm in ſeine Arme. Da rief plötzlich eine Stimme wie aus blauer Höhe herab ihren Namen. Gleich hellem Glockenton, wie ein Auferſtehungsgeläute drang es in ihre Seele. — Sie fuhr empor, ſchlug die Augen auf — und vor ihr ſtand Hubert, der die Träumerin mit leuchtenden Augen betrachtete und nochmals mit heißem, flüſterndem

Ton „Ammi!“ rief, um ſie vollends wieder zum Leben zu erwecken.

Ammi erſchrak nicht bei ſeinem plötzlichen Anblick — ſie hatte ja gewußt, daß er kommen würde! Sie lächelte und ihr Blick, ihre Hand grüßten ihn wie einen längſt Erwarteten. Feſt hielt der junge Mann die ihm gebotene Rechte des Mädchens und ihr tief in das Auge ſchauend, ſprach er mit glühender Erregung:

„Ammi! Diesmal komme ich nicht heimlich in der Nacht, ſondern bei hellem Sonnenlicht in Ihr grünes Reich. Herr von Beuren, Ihr Pflegevater, hat mir ein Recht dazu gegeben, mich ſogar aufgemuntert, mich Ihnen zu nähern. Doch Sie allein haben darüber zu entſcheiden. O ſagen Sie mir, ob ich hier weilen darf bei Ihnen, der holden Fee dieſes ſtillen Zaubergartens?“

„Hubert!“ erwiderte das Mädchen mit ſeelenvollem Ton und Blick — „Ihnen verdanke ich die erſten reinen Freuden meines einſamen Lebens. Sie haben mir in ſchwerem Augenblick voll Edelmuth ſchirmend zur Seite geſtanden; Sie vollbrachten uns zum Segen das Wunder an dem Manne, von welchem noch immer

meine Zukunft abhängt und Sie — Sie ſollte ich in dieſem Augenblick hier nicht tauſendmal willkommen heißen?! O könnten Sie in meinem Herzen leſen, Sie würden es von Dank für Sie, meinen Beſchützer, meinen Erretter, erfüllt ſehen!"

„Nur Dank, Ammy?" flüſterte Hubert mit einem innigen Tone, indem er die ſchlanke Geſtalt ſanft an ſich drückte. „In meinem Herzen lodert ein anderes Gefühl für das Bild meiner Träume, für das holdſelige Dornröschen, welches ich hier, in jener Mondnacht, zum erſten Mal geſehen, das aus ſeinem Zauberſchlaf, durch meinen Kuß und meine treue Liebe zu erlöſen ich mich berufen wähnte. Sollte es nur ein Traum — ein Märchen geweſen ſein, Ammi?"

„Nein, nein!" rief das Mädchen nun, rückhaltlos ihrem tiefen Empfinden für den jungen Mann Worte leihend. „Der Traum iſt Wirklichkeit geworden! Muthig haben Sie die Dornen, die mich gefangen hielten, den Zauber dieſes Orts gebrochen. Dornröschen iſt erlöſt! —"

Nur ihrer Liebe Gehör gebend, ſchlang ſie beide Arme um den Hals Huberts.

„Erlöſt und mein für ewig!“ jubelte dieſer.

Und das Mädchen feſt an ſich preſſend, drückte er einen heißen, innigen Kuß auf ihre Lippen, die ſie in ihrer Reine mit voller Hingabe ihm geboten. —

In langer Umarmung blieben die Glücklichen vereint.

Es war ein ſchöner, ſeliger Augenblick, der die ſtille grüne Einſamkeit rings umher verklärte, zu einem Paradieſe wandelte. Die Vöglein in den Büſchen, in den blauen Lüften ſchienen noch Eins ſo froh zu ſingen, und die ſteinernen Götter und Helden ringsum freuten ſich wohl auch des Glücks des jungen Paares, denn es war faſt, als ob ſie lächelten. — Oder ſollten es wohl die Sonnenſtrahlen geweſen ſein, welche durch das grüne Blätterwerk funkelten und allerlei ſeltſame Lichttöne auf den ſteinernen Geſichtern hervorzauberten?

Auf die bemooſte Steinbank ließen ſich die Liebenden nieder. Eng an einander geſchmiegt, Hand in Hand ſaßen ſie da und plauderten koſend von ihrer Liebe, von der Zukunft.

Glück und Friede war in ihrem Herzen — Glück und Friede herrſchten rings um ſie her.

Da ſchlich es heran, leiſe — unhörbar, wie der Schritt eines Verräthers. Durch die Büſche machte es ſich Bahn, zu lauſchen und zu ſpähen.

Hätte Ammi jetzt nach der ſteinernen Geſtalt in den Gebüſchen nebenan geſchaut, ſie würde in der That ein paar glühende Augen erblickt haben, die voll dämoniſcher Freude auf ſie und ihren Geliebten gerichtet blieben.

Es war der finſtere unheimliche Schloßherr, welcher ſich unbemerkt herangeſchlichen und durch einen Blick überzeugt hatte, daß der Plan, den er wähnte zu ſeinem eigenen Beſten geſchmiedet zu haben, gelungen ſei. — Der arme, kurzſichtige Thor!

„Er iſt gefangen", murmelte er in ſeiner Freude, „und wird thun, was ich nur immer von ihm begehren werde."

Dann wandte er ſich ab und kehrte leiſe, auf demſelben Wege, wieder in das Schloß zurück, um den Herrn Juſtitiarius, der vor der Heimkehr ihm wohl noch einen Abſchiedsbeſuch machen werde, im Salon zu erwarten.

Die beiden Glücklichen aber weilten noch lange an der ſtillen Stätte, wo ihre jungen Herzen ſich zu ſo ſchönem Bunde gefunden, und ihr Küſſen und Koſen durchklang der Jubelruf:

„Dornröschen iſt erlöſt!“

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Otto Janke in Berlin.